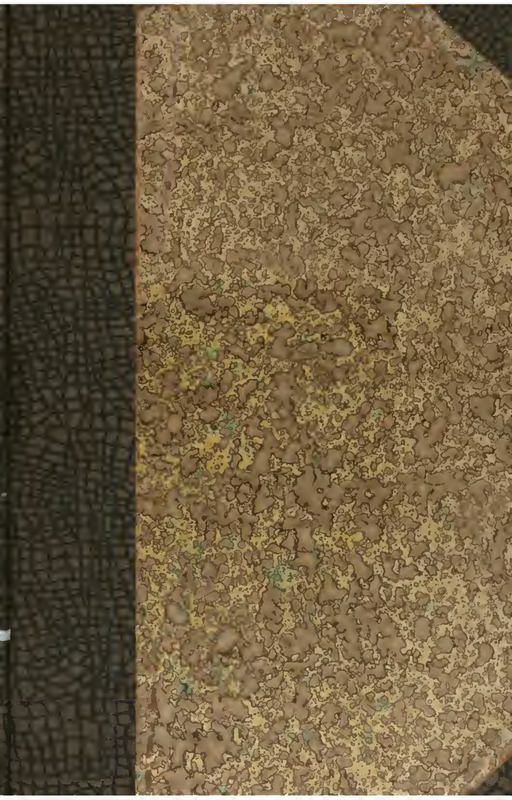
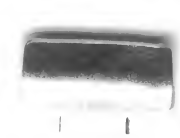



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Fünfzig Exemplare dieses Buches wurden auf Kupferdruckpapier abgezogen, in echt Pergament gebunden, vom Künstler selbst numeriert und gezeichnet und werden zum Preise von je zwanzig Mark abgegeben.

EDMUND EDEL

Berlin W.

Ein Paar Kapitel
von der Oberfläche

BERLIN 1906
Boll u. Pickardt
Verlagsbuchhandlung.



I. KAPITEL.



Die Familie.



Vor fünfundzwanzig Jahren gab es noch kein Berlin W. Vor fünfundzwanzig Jahren wohnte man noch in der Oranienburgerstraße oder in der Kraußnickstraße oder man hatte ein Haus in der Friedrichstraße. In der „Großen" Friedrichstraße, wie man das Stück vom Schiffbauerdamm bis zum Oranienburger Tor nannte. Papa hatte damals vielleicht noch einen „Laden", und Mama's Hüte wurden in der Annenstraße bei einer kleinen Putzmacherin nach ihren Angaben gefertigt. Und das Höchste der Gefühle war ein Umhang von Gerson, der sechs bis acht Saisons reichen mußte, jedes Jahr geschmackvoll modernisiert. Zu den Bällen, Hochzeiten und „Kränzchen" (Oh schöne Zeit der Vereinskränzchen!) reichte das weiße Atlashochzeitskleid, das mit äußerstem Geschick bis zur Einsegnung des „Ältesten" alle Phasen der jedesmaligen Mode durchmachte. Die Töchter gingen in die „Höhere Töchterschule" am Hausvogtei-Platz, machten entzückende Handarbeiten, die viel Geduld erforderten und ebensowenig Zweck hatten, liefen im Winter auf der Rousseau-Insel Schlittschuh und betrieben als einzigen Sommersport Kremser-Landpartien nach Pankow und Charlottenburg — man denke bis nach Charlottenburg — und wenn es hoch kam bis nach Schildhorn.

Und wenn abends bei heruntergelassenem Schutzleder aus den trübe brennenden Lampions die Kerzen „drippten" und Trudchen den Arm des Herrn Meyer um ihre Taille fühlte, die armen Kremserpferde mühevoll das Gefährt durch den märkischen Sand schleppten, war das Sportbedürfnis unserer damaligen Berliner jungen

Damen auf das weitgehendste befriedigt, und die Handarbeiten setzten ihr nutzloses Dasein am andern Tage mit erneuten Kräften fort.

Die Herren Söhne aber waren tüchtige Jungens. Zwar hatten ihre Fräcke keine besonderen, hervorragenden Eigenschaften, und es war eine Tradition, den Hochzeitsschnipel des Herrn Vaters beim Abiturium verkürzt und gewendet zu tragen, dieses Bekleidungsstück durch die Studienzeit bis zum Staatsexamen zu balancieren und erst bei der Verlobung an die Herstellung eines neuen Fracks zu gehen. Auch wurden die Stiefel noch derbe und solide hergestellt, und der äußere Mensch hatte im allgemeinen noch keinen zu überwältigenden Eindruck zu verzeichnen; aber man studierte fleißig, ging ebenso fleißig und bedacht ins Geschäft und an die Börse und die individuellen Talente wuchsen noch nicht wie die Pilze aus dem Moorboden. Als einziges vollwertes Talent wurde noch Musik angesehen, das die Familie durch abendliche Unterhaltung zerstreuen konnte, und nicht unbedingt die sonstige Tätigkeit zu sehr in Anspruch nahm. Und Dichter erzeugte die Familie nur zum Hausgebrauch, für grüne, silberne und goldene Hochzeiten, nicht zum Herausgeben von unverständlichen, aber gedruckten Büchern ohne Käufer und mit Buchschmuck.

Natürlich bummelten die Söhne auch schon, wie Söhne zu allen Zeiten gebummelt haben, aber man hatte wenigstens am Tage etwas getan und nicht nur bloß Tennis gespielt. Man bummelte abends bei Puhlmann und Vauxhall, gröhlte die Gassenhauer in Moores Academy

of Musik, radaute in Olbrichs Reichsadler und traf sich bei Kroll zu den Bals parés. Und die Champagnerflaschen hatten noch kein Zollband um ihren Bauch geschlungen und noch keinen Zettel: „In Deutschland auf Flaschen gefüllt". Man trank noch französischen Sekt, aber auch dafür um so seltener.

Papa war den ganzen Tag über im „Laden", im „Geschäft" oder an der Börse. Abends gingen sie selten aus, Sonntags vielleicht nachmittags in eines der damals neuen Wiener Cafés, dann durch die Linden, um die Bekannten zu grüßen, und abends trank man ein „Echtes", ein echtes Münchener Bier für 30 Pfg., eine unerhörte Preisforderung, die sich nur die Besserbemittelten leisten konnten. Mama aß ein Filet mit Champignons, das einzige, was bei dem langen Studium der Speisekarte wieder und immer wieder von ihr verlangt wurde. Die „Kinder" teilten sich in eine Portion italienischen Salat, und Papa probierte irgend etwas, was man ihm zu Hause nicht kochte.

Die Romane aus der „Romanbibliothek" und „Mein Leopold", das Volksstück, bildeten die geistige Nahrung. Zum Opernhaus und Schauspielhaus hatten sie billigere Abonnementsbillets, und höchstens die Patti oder die Lucca lösten einen intensiveren künstlerischen Pulsschlag aus. Donnerstags aber gingen sie zu Bilse ins Konzerthaus. Die älteren Damen strickten Strümpfe, die jüngeren ließen ausnahmsweise ihre Handarbeiten zu Hause, um besser kokettieren zu können, und zwischen dem „Erwachen des Löwen" und der Liszt'schen Rapsodie wurden die Auftakte mancher Ehe geborgen.

Papa aber ging alle Winter einmal mit Mama zu Bendix dem Urkomischen ins Americain und Trudchens innigster Wunsch war, nach der Hochzeitsreise die harmlosen Eindeutigkeiten dieses letzten Barden des Berliner Schusterjungen-Witzes als „junge Frau", die alles verstehen und nichts mißzuverstehen braucht, anhören zu dürfen.

Berlin W. war noch nicht erfunden.

Da eines Tages war es da. Es war da, wie eine Seifenblase, die schillernd, gleißend, lüstern aus dem biederen, weißen, gediegenen Seifenschaum sich aufbläht. Tausende, abertausende zuckende Farben spielen in den Lüften und bilden die Kugel und tanzen den feurigen Tanz des gleißenden Scheines.

Berlin W. Draußen, wo die Protzenburgen des Geldes den Kurfürstendamm säumen, wo die „Jugendstil"-Architekturen des „bayerischen Viertels" sich in maßlosen Geschmacksverirrungen gefallen, da draußen, wo das Geld rollt, die Dienstmädchen weisse Häubchen tragen und die „Herren" Portiers auf hochherrschaftliche Ordnung halten, und wo Berlin eigentlich Charlottenburg, Schöneberg oder Wilmersdorf ist, da draußen liegt Berlin W.

Da draußen wohnt „man". Man hat acht bis zwölf Zimmer, man hat einen Fahrstuhl und ein amtliches Zeugnis, daß man denselben selbst bedienen darf, wofür man fünf Reichsmark bezahlt und das unsichere Gefühl hat, von Zeit zu Zeit stecken zu bleiben. Man hat warmes und kaltes Wasser zu seiner Verfügung, einen eingebauten Vakuumreiniger-Motor im Hause, und

die Dienerschaft braucht nicht mehr wie früher die Lampen zu putzen, die Glühstrümpfe zu zerschlagen und die Oefen zu heizen. Man hat zur Erledigung der unbedingt notwendigen Leibesfunktionen zwei bis drei stille, aber dekorativ ausgestattete Räume, man hat eine „Diele“, die je nach dem Geschmacke und den Sommerreisen des Inhabers in orientalischen, friesischen oder „Markiewicz“-Geschmack eingerichtet ist. Wenn man in seiner Familie Mitglieder mit höherem Fluge hat, so ist diese Diele im Biedermeyer-Stil weiß lakiert mit Darmstädter Korbmöbeln. Im übrigen ist die Wohnung stilvoll eingerichtet. Wenn man vor der Gründung der endgültig letzten Kunstrichtung geheiratet hat, schwanken die Formen der Möbel zwischen „Jugend“ und „Pfaff“, ist man jedoch in den letzten fünf Jahren in den heiligen Ehestand getreten, biegen sich die Büffets und die Bibliotheken, die Salonarrangements und die Ehebetten in den geistvollen Wellenlinien van de Veldes oder der Dresdener und Münchener Kunstwerkstätten. Im Herrenzimmer hat man Klubsessel zu seiner eigenen Bequemlichkeit, und weil irgendwo ein Plätzchen sein muß, wo man sitzen kann, und auf den vielen Etageren und Tischchen stehen französische Bronzen, Kopenhagener Porzellan, echt Meißen, die alle einen wirklichen Provenienzstempel auf der Rückseite haben und die gewöhnlich keine Hochzeitsgeschenke sind. Im Salon hängen in prachtvollen Goldrahmen richtige Oelgemälde, die man entweder bei Lepke auf der Auktion, bei Cassierer oder in Italien auf der Reise erstanden, oder die, die gnädige Frau vor ihrer Verheiratung „selbst“ gemalt hat,

und im Kinderzimmer hängen in weißen Leisten englisch-holländische Lithographien. Auf dem Arbeitstisch liegen Bücher und Zeitschriften, wie zufällig vergessen, sorgsam aufgeschnitten, und verraten die literarischen Neigungen der Bewohner: „Neue Rundschau", Maeterlinck, Skandinavien und Oskar Wilde und etwas derbdeutsche Erotik mit französischem Einschlag. Und das Telephon steht im schmucken, schwarzen Kästchen mit Nickelhörapparat neben dem elektrischen Cigarrenanzünder, neben der elektrischen Stehlampe mit roten und grünen irisierenden Gläsern und neben der Schreibmappe mit den englischen Silberbeschlägen. In der Bibliothek schlummern das Konversationslexikon, Nietzsche, Heines sämtliche Werke und die von der „Gnädigen" in den letzten Heringsdorfer-Saisons gelesenen „Engelhörner".



Papa hat keinen „Laden" mehr, Papa hat ein „Warenhaus", ist Aufsichtsrat in einer A. G. oder G. m. b. H., hat „Terrains", ist Rechtsanwalt mit dem Titel Justizrat und mit einem Associé, ist Spezialist für Frauen-, Darm-, Gehör- oder andere Krankheiten mit einer Privatklinik für notwendige, aber teure Operationen und einer Poliklinik für die Unbemittelten und für den zukünftigen „Professor". Oder Papa ist sogar Dozent, Privatdozent, was allerdings bereits zu den Luxus-Papas gerechnet wird. Papa hat seinen Klub, Papa geht nach Hoppegarten, nach Karlshorst und abends hat Papa Sitzungen — Sitzungen, die im Winter im Smoking und Frack ab-

gehalten werden und gegen Morgen unerwartete Ueberraschungen bringen. Papa trägt weder einen Trauring noch sonst ein Zeichen seiner ehelichen Zugehörigkeit und ist Kavalier bis zu einem gewissen Grade, wenn es nicht zu große Veränderungen seines Temperamentes, seiner Gewohnheiten und seines Portemonnaies erfordert. Papa ist sogar Kavalier gegen seine eigene Frau, der er — vor allem Sonntags — ein paar Rosen, einen unter der Hand gekauften Brillantring oder eine kleine Elfenbeinschnitzerei für den Salon mitbringt. Im übrigen hat Papa seine Freiheiten, wie sein eigenes Schlafzimmer, schweigt bei den sanften Ermahnungen der ehelichen Hälfte und zerschmettert nur im äußersten Falle der Gereiztheit einen Teller oder ein Stuhlbein.



Mama ist „chic". Mama versteht sich anzuziehen und in Ostende oder Monte Carlo haben richtige Pariser ihr das Kompliment gemacht, daß man ihr beinahe die Berlinerin nicht angesehen hätte. Mamas Tailor made kostet 350 Mark, und die Dinerroben und Balltoiletten einer Saison repräsentieren ein preussisches Richtergehalt. Mamas Stiefelchen zeigen den entwickelten Geschmack des Raffinements und ihre Finger schmücken Ringe mit ausgesuchten Steinen und von ausgesuchten Kompositionen.

Mama ist „chic". Mama ist auch noch chic, wenn die Töchter bereits aus der Tanzstunde sind und anfangen selbst Mama zu werden. Mama trägt aber dann

etwas mattere Farben in ihren Toiletten und keine weiße Boa mehr. Mamas Chic wird seriös.

Mama ist äußerst gebildet, Mama ist intellektuell, unverstanden von ihrem Mann, unverstanden von der „Gesellschaft", verstanden von „Ihm". Mama hat Prinzipien und leidet unter ihrer guten Erziehung im Elternhause am Monbijouplatz, eine Erziehung, die ihr die Entfaltung ihrer Leidenschaften nicht gestattet. Ihr Unverstandensein löst sich aus in platonischen Seufzern, in philharmonischen Konzerten, literarischen Vorlesungen und Vorstandsarbeiten eines Säuglingsheims. Mama schwärmt für die neuesten Vorstellungen des Intimen Theaters und zwingt Papa mit ihr die Premieren zu besuchen. Mama ist streng mit den Dienstboten, gefürchtet und geliebt im Vermietungscomptoir bei der „Heuer", läßt die Speisekammer offen und gibt besonderes Abendbrotgeld.

Die Töchter spielen Tennis. Wenn sie zwischen zwölf und vierzehn Jahre alt sind, fängt ihnen ihre Bestimmung an einzuleuchten, und sie benutzen die jungen Männer bereits zu Spielbällen ihres Rackets. Mit sechszehn Jahren bereiten sie sich auf eine Liaison vor und sind sozial tätig. Die Töchter hören Vorlesungen über Geburtshilfe und den Ursprung der Geschlechter. Sie lesen Nietzsche und Bölsche und verdauen den Simplizissimus und die Sezession. Haben sie kein Talent zu ausübenden Künsten, was eine äußerst seltene Erscheinung ist, so kochen sie einmal in der Woche im Heim für gefallene Mädchen oder helfen in einer Wochenstube des Nordens die Windeln waschen.

Die Meisten aber studieren. Sie studieren Malerei in einer der Malschulen der Modeimpressionisten, sie malen Fleisch wie Corinth, Bäume wie Leistikow, Porträts wie Slevogt und pointillieren wie Curt Hermann und Paul Baum. Wenn sie weniger Talent haben, radieren sie und ruinieren die Solenhofener Steine mit ihrem „Originallithographien" und diskreditieren die Flächenkunst. Sie studieren Malerei und Innenkunst und schmücken ihr jungfräuliches Gemach mit Aktstudien ohne Badehose, wie ein richtiger Kunstmaler.

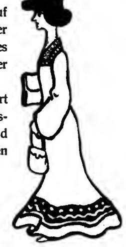


Wenn eine Tochter nicht hübsch ist, studiert sie Medizin oder Philosophie und hält Vorträge im Lyceumklub über Kunst und über die Selbständigkeit der Frau und verteidigt das „uneheliche Kind und seine Existenzberechtigung".

Die Töchter tragen kein Korsett. Ihre Figur ist schlank, vollbusig, und ihr Gang wiegt sich in rhythmischen Takten. Das rechte Handgelenk und der rechte Unterarm sind durch das Tennisspiel stark und fest geworden, und ihre Muskeln versprechen dem zukünftigen Gatten kräftige Umarmungen. Sie verstehen den ihnen von der Natur mitgegebenen Reizen durch enge pralle Röcke das nötige Relief zu geben, und mancher Bewerber übersieht auf der Suche nach „Formen" die nicht immer klassisch schönen Züge des Antlitzes.

Die Töchter sind bereits „informiert“. Sie wissen „Alles“, lächeln über die Ammenmärchen ihrer Großeltern, über Störche, über Onkels Ermahnungen und sind vollständig „modern“. Sie sprechen über das französische Zweikindersystem und wissen bereits lange, bevor sie durch das Standesamt autorisiert sind, wie man am besten dieses System verwirklichen kann, und erreichen trotz aller Fährnisse den Hafen der Ehe heil, wie ihre Mütter, Großmütter und Urahnen.

Die Töchter wandeln im Sommer am Strande von Heringsdorf, Norderney, auf den Bergpromenaden von St. Moritz und der Wengern-Alp und in der Läster-Allee des Zoo und tanzen im Winter auf den Hausbällen des Kurfürstendamms, der Augsburgerstrasse, des Viktoria Luise-Platzes und auf den Wohltätigkeitsfesten in der Philharmonie.



Die Töchter sind bemitgiftet von hundert Mille aufwärts und abwärts, ihre Lebensansprüche richten sich nach dem Kapital und stehen im umgekehrten Verhältnis zu den Zinsen desselben.

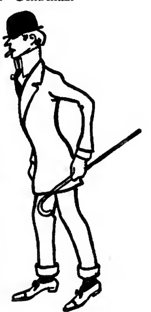
Die Töchter werden gewöhnlich gute Mütter mit Amme (Spreewälderkostüm), Hausmädchen, Köchin und „Fräulein“.

Die Söhne sind gut angezogen. Sehr viele Söhne sind „Söhne ihres Vaters". Der „Sohn seines Vaters" studiert gewöhnlich Jura oder Archäologie oder sonst ein teures Studium. Er schiebt das Examen von einer Rennsaison auf die andere und erreicht bedeutende Kenntnisse im Poker, Automobilen, Karlshorst und dem Unterscheiden der verschiedenen Sektmarken von Henckell trocken bis Irroy goût americain. Der Sohn hat sein Abiturium zur richtigen Zeit erledigt, obgleich Tennis und Radpartien und die Flirts im Zoo und in der Tauenzienstraße ihm bei mancher Schularbeit unangenehme Störungen verursachten, aber Herr Doktor Müller, der Hauslehrer, hat mitgeholfen mit seinen Kenntnissen, seiner Ausdauer und seinen guten Beziehungen zum Französischen- oder zum Wilhelms-Gymnasium. Der Sohn kennt bereits mit zwölf Jahren sämtliche Kühler sämtlicher Automobilfabriken und kann mit fünfzehn Jahren ein Auto lenken, wie ein alter Chauffeur. Der Sohn ist technisch begabt oder literarisch oder künstlerisch. Kaufmännisch nur, wenn bereits die anderen Söhne studieren und man nicht nur lauter berühmte Professoren, Ingenieure und Baumeister in der Familie haben will und zur Abwechslung ein Bankdirektor oder Großindustrieller auch eine gute Figur machen kann. Viele Söhne werden auch immer noch Rechtsanwälte. Rechtsanwalt ist immer noch in gutem Kurs in der Familie und schließlich hat diese genügend Prozesse, Ehescheidungen und Erbschaftsregulierungen im Laufe des Jahres daß der Rechtsanwalt darauf eine anständige Praxis gründen kann. Aerzte sind nicht so gesucht. Ein ge-

wöhnlicher Wald- und Wiesenarzt ist langweilig und stört die Nachtruhe der jungen Frau. Und die Gründung eines Sanatoriums ist immerhin kostspielig und bei der großen Konkurrenz äußert gewagt.

Sehr vornehm und ehrend für die Familie ist es, wenn der Sohn mehrere Jahre im Ausland gewesen ist, in England und Amerika, wenn er Techniker oder Architekt ist und mit glattrasiertem Gesicht und verstümmeltem Deutschtum nach Berlin zurückkehrt. In diesem Falle ruft er nicht mehr durchs Telephon: „Wer dort?" sondern kurz: „Hallo!"

Ist der Sohn Literat, Künstler oder Gentleman-bohémien — eine neue aber äußerst aristokratische Spezies der Familien — und sammelt er Exlibris, Plakate, Originalzeichnungen der Simplizissimus- und Jugend-Leute, dann verschwindet er auf ein paar Jahre nach Paris, Rom, Madrid und Japan. Nach seiner Rückkekr verkehrt er nur noch im Café des Westens mit den Jüngern der Kunst, die zwar nicht aus Berlin und auch nicht aus den „Familien" sind, aber manchmal von den Erzeugnissen ihres Talentes leben. Im Café bewundert der Sohn alle Tages- und Nachtberühmtheiten und erzählt zu Hause im herablassenden Ton von seinem Freund dem Maler X von der Sezession oder dem Dichter Y, dessen Stück bei Reinhardt aufgeführt ist.





Die Söhne sind „gut angezogen". Sie halten auf Bügelfalte, gute Stiefel und dezente Unterwäsche, und ihre Manschetten rollen bei den Bewegungen der Arme nicht tief auf die Hände, sondern sind angewachsen am Hemde. Die Söhne tragen bereits in der Prima einen tadellosen Smoking, zum Abiturium einen noch tadelloseren Frack und nennen dieses Möbel von da ab evening dress, das in der Saison zweimal erneuert wird. Sie verfügen über ein Lager von Krawatten, von farbigen Westen und von Zigarettentaschen und haben für jede Witterung einen speziellen Ueberrock, für jeden Sport ein besonderes Dress.

Sie werden zu einer grauen Weste nicht ein helleres Sacco und dunkle Hosen tragen, sondern wissen genau den Einklang der Krawatte, der Weste, selbst der Westenknöpfe zu treffen.

Die Söhne sind Kavaliere. Mehr Kavaliere wie die Väter und sind geschätzt und bewertet von den Damen der Arkardia, geliebt von den Damen des Hausvogtei-Platzes und geachtet von den Damen derjenigen Bühnen, deren Bretter nicht die ganze Welt bedeuten.

Die Söhne sind, wie die Väter, Mitglieder der Klubs und tragen auf den Riemen und den Futteralen der Renngläser die Klubabzeichen montiert, in Wannsee oder auf Helgoland die blaue Mütze mit dem K. Y. C., auf dem Auto diejenige mit dem K. A. C.



Die Söhne schwören bei einem anderen Gott wie die Väter und Mütter, und haben häufig die Hoffnung Reserve-Offizier in der Kavallerie zu werden. Die Söhne dienen bei einem Dragoner-Regiment und machen ihre Uebungen beim Train.

Die Söhne heiraten sehr spät oder sehr früh, was ganz von ihrer Praxis oder der Konjunktur des Papas abhängt. Ueber ihre zukünftige Frau machen sie sich keine zu großen Illusionen und sind zufrieden, wenn die Mitgiftrente den Haushalt und die kleinen Nebenausgaben deckt.

* * *

Großpapa und Großmama sind reich oder sehr wohlhabend, halten auf Tradition, gehen seit dreißig Jahren nach Marienbad und zur Nachkur in die Schweiz, schenken jedem Enkel zum Geburtstag 100 Mk. in die Sparkasse, haben die Enkeltöchter in eine Mitgiftversicherung eingekauft und schütteln den Kopf über die Sportbedürfnisse ihrer Kinder und Enkel. Großpapa trinkt noch Rotwein und hat kein Verständnis für den Sekt und die Importen seiner männlichen Familie und findet das Parfüm seiner Schwiegertöchter abscheulich.

Großpapa und Großmama halten auf Tradition und Familienzusammenschluß. Sonntags mittags oder Freitag abends essen sämtliche Angehörigen bei den Großeltern, und Großpapa macht von Zeit zu Zeit den

Scherz, daß sich schließlich alle nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnen. Sonntag abends spielt Großpapa seinen Halben-Pfennig-Skat mit seinen Söhnen und Schwiegersöhnen, die weiblichen Familienmitglieder besprechen die Dienstmädchen, die Moden, die Skandale und stören ihre Männer beim Spiel, wenn sie Anwandlungen von offiziellen Zärtlichkeitsgefühlen bekommen.

Großpapa und Großmama versuchen die heutige Welt zu verstehen, begnügen sich aber damit, ihre Enkelchen zu verziehen und den Kindern Zuschüsse zur Miete, zum Haushalt und zur Sommerreise zu geben.

* * *

Die „Familie" von Berlin W. Einst stand ihre Wiege in Hinterpommern, in Schlesien, in Gnesen oder Westpreußen, und der Stammbaum derer von Berlin W. wurzelte auf dem Arbeitsacker des kleinen Provinzmannes.

Jetzt hat Berlin W. seine „Familien", seine „Geschlechter" und seine „Geschichte". Aus der nützlichen, ruhigen, gediegenen Arbeitsseife schäumte der schillernde, gleißende Schaum in die luftigen Höhen des tollenden Lebens.





II. KAPITEL.

Die Ehe.



Kinder hatten sie nicht. Der erste Versuch mißlang und weitere Bemühungen scheiterten an der Bequemlichkeit von Madame und an Pauls Dispositionen.

So kam es ganz von selbst, daß sie schon bei dem zweiten Wohnungswechsel getrennte Schlafzimmer einrichteten und es besonderer feierlicher Anlässe bedurfte, wenn Madame oder der „Herr" einmal in den Austausch von diplomatischen Beziehungen traten . . . . .

Madames Schlafzimmer war ein Traum. Ein weißer Traum mit zarten rosa Wölkchen. Und zarte rosa Träume träumte Madame von Liebe und Leben und von „Ausleben". Und die Stille der Nacht und das Halbdunkel der Winternachmittage durchzogen lange, schluchzende Seufzer, und sehnende Augen starrten in das Geheimnis der Ferne.

Der „Herr" aber telephonierte, daß er nicht zum Abendbrot nach Hause käme, da er wichtige geschäft-

liche Abhaltung habe. Wichtige geschäftliche Abhaltung, manchmal durch Pommery in einem kleinen, stillen Zimmerchen mit diskretem Oberkellner, manchmal bei blakender Petroleumlampe durch heiße Küsse und durch trautes Familienglück mit Papagei und Zwergpintscher.

In dem weißen Schlafzimmer auf dem weißen Bärenfell liegt Madame und träumt rosige Träume vom Leben und von der Liebe. Und rosige Wolken ziehen durch den Zigarettenduft, und morgen wird sie wieder zu ihm gehen in seine Junggesellenbude . . .

Zuerst schwankte Madame. Madame hatte eine sehr gute Erziehung genossen. Selekta, Malstunden, Literaturstunden und ein Jahr in Lausanne. Und der Zoo und die Tennis-Partien hatten ihre jungfräuliche Moral nur soweit aus dem Gleichgewicht gebracht, daß sie ihrer Verheiratung kein mangelndes Verständnis entgegenbrachte und ihr Herr Papa die ursprünglich festgesetzte Mitgift nicht zu erhöhen brauchte.

Und als sie endlich unter den Segenswünschen der gesamten Verwandtschaft und unter den Neidblicken der Freundinnen ihrem Manne in das Leben folgte, schwoll ihr Herz von Sehnsucht nach dem „Wunderbaren“ und nach dem Glück.

Das „Wunderbare“ aber war zuerst die Hochzeitsreise. Die Hochzeitsreise in der ersten Wagenklasse durch Italien und nach Paris, in den großen breiten Betten der vornehmen Hotels, mit dem späten, so entzückend späten Aufstehen des Morgens und dem frühen Zubettegehen des Abends.

Und bei der Table d'hôte blickten die Gäste verständnisinnig und mitfühlend — Paul aber war sehr liebenswürdig und erzählte Erlebnisse aus seinem Junggesellenleben — — —

Dann der erste Winter in Berlin.

Sie mußte alles kennen lernen. Mama hatte ihr ein tüchtiges Mädchen besorgt und um die Wirtschaft brauchte sie sich nicht zu kümmern. Paul kam pünktlich zum Mittag und pünktlich zum Abendbrot. Und die vielen Gesellschaften wechselten mit Theaterbesuch und Bummelabenden ab.

Ach, die entzückenden Bummelabende! Erst im Wintergarten auf der Terrasse, dann in eines der Cabarets — Sekt und Bohême und prickelnde Scherze. Weiter noch in eine Bar und ein Café. Oder Paul führte sie in die großen Balllokale und sie schaute mit lechzenden Blicken in das Getriebe der rauschenden Unterröcke und der lüsternen Schultern.

Im Wagen aber auf der Heimfahrt schmiegte sie sich an ihren Paul und küßte ihn, müde vom Sekt und müde vom Rausch . . . . Und damals hatten sie noch keine getrennten Schlafzimmer.

Damals — vor fünf, sechs Jahren. Wie die Zeit vergeht! Madame streckt sich auf ihrem weißen Bärenfell — der trübe Wintertag sinkt in die Nacht und die Ringe des Zigarettenrauches umhüllen die Rosenträume der Gnädigen.

Das Kind! Schreckliche Zeiten dieses lange Warten. Und Paul wurde immer langweiliger. Dann stritten sie sich öfters. Mama kam alle Tage und fragte sie aus,

wenn Tränenspuren ihre Augen verschleierten. Wie sie aus sah! Entsetzlich! Die Natur verlangt zuviel von einer Frau von Geschmack. Lange, lange Monate verzerrt und vergröbert unter den Menschen zu wandeln!

Und das Kind wollte nicht leben . . .

Doch müßte es schön sein, Mutter zu sein! Mutter von einem blühenden kleinen lieben Geschöpfchen mit rotem Plappermäulchen, das den ganzen Tag soviel Dummes fragt und „Mutterchen" sagt. Madame würde ihr Kind nur „Mutterchen" sagen lassen, nicht „Mama" — altmodisch — „Mutterchen" würde sie ihr Kind sagen lassen, „Mutterchen" — wenn sie ein Kind hätte — ja wenn — — vielleicht wäre es dann besser — —, aber noch einmal alle die Monate, alle die Sorgen und Enttäuschungen! Und der Professor zuckte sowieso die Achseln und meinte schon im vorigen Jahre: „Vielleicht nützt noch Franzensbad — aber —".

Das Kind! Die schöne Ausstattung aus dem Baby-Bazar und die schöne Wickelkommode! Mama hatte alles gekauft, alles, „nach der Nummer". Jetzt liegen sie schon seit Jahren wohl verpackt auf dem Boden — die kleinen süßen Jäckchen, die Spitzensteckkissen, die Windeln und Hemdchen, und sind vielleicht schon ganz gelb geworden.

Aber lieber doch kein Kind mehr. Und überhaupt Paul! Paul, was ist ihr Paul? Ihr Mann, ja natürlich ihr Mann. Ihr ehelich konzessionierter Mann mit dem sie zusammen wohnt, zusammen das Theater besucht, zusammen ihre Jours abhält und zusammen in die Gesellschaften geht. Paul, der sie vornehm und reserviert

behandelt, der ihr zu ihrem Geburtstag und zu Weihnachten kostbare Geschenke macht, und mit dem sie sich jetzt — leider — so selten zu streiten Gelegenheit hat.

Streiten — zanken! Leidenschaft und Roheit. Und nachher das süße Erschlaffen der Nerven und die schluchzenden Küsse. Früher stritten sie beide und schrien und schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, und ihre Augen funkelten im Zorn, und Paul küßte sie müde und matt — — —

Paul! Seine Garçonmanieren hatte sie ihm abgewöhnt und die Unterwäsche, die er noch aus dem Elternhause in der Provinz beibehalten, auch seine Fingernägel waren glatt und glänzend geworden, und sein Schuhwerk tadellos.

Vielleicht liebte sie ihn einmal! Vielleicht in den Flitterwochen, als noch alles so neu war, neu und unvermittelt . . . .

In dem weißen Schlafzimmer schwinden die rosigen Träume in die Tiefe der Nacht —

Die Ehe! Zusammengespannt vor dem Karren, der ihr Schicksal trägt, zusammengespannt wie müde Zugtiere. Immerfort ziehen und ziehen — und das Schicksal peitscht, und wenn du aufbäumst, wutschnaubend in die Zügel beißend, brichst du nieder. Weiter im Trotteltrab! Weiter! Das Schicksal hat dich zusammengespannt, das Schicksal peitscht dich zu Tode —



Ihre Ehe! Madame denkt an die Zeiten zurück, wo es ihr schmeichelte, eine junge Frau zu sein, eine Frau mit der bürgerlichen Berechtigung, das, was sie aus den Romanen wußte, an ihrem Leib und ihrer Seele zu erfahren.

Madame denkt an das erste Erröten über das Mysterium und an das letzte Verstehen. Und Madame erschauert in der Erinnerung der ersten Nacht im Luxuszimmer des Savoy-Hotels — — — —

Und heute drückt Paul einen flüchtigen Kuß auf ihre schmale zarte Hand, nimmt seine Abendzeitung und wünscht ihr „Gute Nacht".

Madame gähnt und rekelt sich auf ihrem weißen Bärenfell. Madame gähnt und denkt über ihren Tag, über ihren Tag mit seinen langen Stunden, mit seinen Besorgungen, mit seinen Besuchen bei Freundinnen und in Ausstellungen — über den Tag mit seinen Besprechungen mit der Schneiderin, mit den Vorstandsdamen ihres Asyls, über den Tag mit den Zusammenkünften bei den Eltern und bei den Geschwistern, über den Tag mit all den vielen Kleinigkeiten, die nichts sind und doch soviel beanspruchen.

Und Madame gähnt, weil Marie, das Hausmädchen und Anna, die Köchin, ihr nicht gestatten, länger als eine Viertelstunde täglich die Regierung des Hauswesens in den Händen zu halten. Madame gähnt, weil alle neuesten und allerneuesten Bücher, alle ernsten und heiteren Theaterstücke von ihr verschlungen werden, und weil sie das Leben leben muß, das Leben, das ihr das Schicksal bestimmt.

Madame gähnt und reckt sich auf dem weißen Bärenfell. Leben und Erleben!

Durch die Stille des Raumes, durch den Duft von Zigaretten und Frauenhaar fliegt ein langer schluchzender Seufzer. Erleben und lieben — — —

Morgen um fünf Uhr ist Madame in der Junggesellenwohnung am Schöneberger Ufer. Morgen um fünf Uhr träumt sie ihren rosigen Traum, um acht Uhr ist eine Vorstandssitzung ihres „Heims“ und Paul, ihr Mann, ist froh und zufrieden, daß seine Frau eine Beschäftigung hat . . . .

Kinder haben sie nicht — — — Der Professor glaubt, daß sie niemals welche haben werden.



III. KAPITEL.

Der Jour.

Auf der Diele an den Kleiderhaken hängen die Pelzmäntel, hängen die Ueberzieher der Herren, auf den Stühlen und Huthaltern liegen die Zylinder und auf der dicken Japanmatte trocknen die Gummischuhe ihr nasses Dasein.

Der Diener im dunklen Frack, dessen goldene Knöpfe ihn äußerlich vom Kavalier unterscheiden, dienert stumm und vornehm vor den Ankommenden und stumm und vornehm hängt er immer wieder einen Pelzmantel, und immer wieder einen Ueberzieher auf die Kleiderhaken und reiht weitere Boots in die Reihen der anderen und öffnet die Flügeltüren zum Salon und dienert hinter den Eingetretenen.

Sechs Uhr nachmittags, Winternachmittags. Draußen auf dem Kurfürstendamm ist tiefe, frostige Nacht, und die Elektrischen eilen wie feurige Glühwürmchen durch das Dunkel.



Miezi Webert hat ihren Jour.

Miezi Webert, geborne Rüsselheim aus Cöln, hat ihren Jour jede Woche Donnerstags von fünf bis acht und ganz Berlin W. weiß den Vorzug und Ehre zu schätzen, wenn Miezi die Webert mit ihrer schmeichelnden Stimme flötet:

„Ich würde mich sehr freuen, Sie einmal bei mir zu sehen.“

Miezi Webert ist eine bezwingende Erscheinung. Ihre schlanke,

hohe vollblütige Gestalt krönt der edelgeschnittene Kopf einer Königin. Um ihre bleichen, zarten Züge wallen tiefschwarze Haare und aus ihren großen funkelnden Augen leuchtet die Lust und das Leben.

Und Miezi Webert weiß, das ihre Augen die Lust und das Leben spiegeln, sie kennt den königlichen Gang ihrer schlanken Glieder und der tiefe Ausschnitt ihrer sorgsam gewählten Toiletten, läßt das blendende Weiß ihres Körpers ahnen.

Miezi Webert ist die Königin von Berlin W., von seinen Jours, seinen Diners und Soupers, seinen Wohltätigkeitsfesten, seinen sozialen Bestrebungen und seinen Sezessionsbegeisterungen.

Miezi Weberts Ehe, die sie seit einem Jahrzehnt glücklich und ohne zu große Schwierigkeiten seitens des Herrn Webert mit diesem Herren führt, ist im gewissen Sinne eine Musterehe für Leute, die den wahren Wert dieser für den Soldatenstand und den Steuereinnehmer nützlichen Staatseinrichtung ergründen wollen.

Herr Fabrikant Webert ist seinerseits ebenfalls glücklich mit Miezi verheiratet, da seine bedeutende geschäftliche Tätigkeit ihm bisher keine Zeit gelassen hat, über das Gegenteil nachzudenken.

Jeder von beiden geht seine Wege. — Herr Fabrikant Webert diejenigen zur Fabrik und zu den kleinen Damen der kleineren Theater und Miezi diejenigen zur Betätigung ihres reichen Innenlebens und zur Ausübung ihrer Pflicht als

Mensch den Menschen und als Weib den kämpfenden Mitschwestern.

Miezi Webert hat einen Freund, einen Freund ihrer Seele. Denn Miezi Webert hat trotz ihres schönen, schlanken, vollblütigen Körpers eine Seele, sehr viel Seele wie sie sagt, wenn sie bei den Käsestangen ihrem Tischherrn mit zuckenden Lippen Geständnisse macht, oder wenn sie in einer lauschigen Ecke, anstatt zu tanzen wie die anderen, zwischen den Rauchwolken der Zigarette mit ihrem kleinen Füßchen den Lackschuh ihres Gegenübers streift.

Miezi ist eine moderne Frau und eine Individualität, eine Frau, die nicht bloß dahin träumt wie die anderen, eine Frau, die ihren Tag ausfüllt, für die dieser Tag nicht Stunden genug hat, eine Frau, die des Vormittags in der Zeit, wo die anderen bei Wertheim die notwendigsten Einkäufe besorgen, bereits „sozial" tätig ist und die Nachmittage zwischen Besuchen und Konferenzen, zwischen Vorlesungen und Seelenergüssen mit ihrem Freunde teilt.

Und Herr Fabrikant Webert kommt des Abends müde und abgespannt aus der Fabrik, freut sich, wenn sie mal nicht eingeladen sind und küßt seine Frau mit besonderem Nachdruck auf den Mund, wenn Gäste dabei sind, um das eheliche Familienglück nach außen hin gewissermaßen zu unterstreichen . . . .

* * *

Im Salon der gnädigen Frau über den weichen Kissen und über die samtenen Pfühle, über die Nippes

und über die Marmorstatuetten in den Ecken, über die kleinen Hockerln und über die weiten Schauckelstühle flutet das gebrochene Licht aus matten elektrischen Ampeln. Und grüne Palmen rahmen die Fensternischen, und violettweiße Hortensien leuchten durch das Dämmern des Raumes.

Das Mädchen reicht auf silbernem Tablett kleine chinesische Teeschalen und kleine, liliput-kleine Bissen mit Caviar und mit Sardellenbutter, mit Hummerscheren und mit Gänseleberpastete. Und das Mädchen mit der weißen Haube und der Schulterschürze über dem engen schwarzen Kleid reicht Petitfours und Schokolade und kleine Surprises, und ein jeder nimmt eine Teeschale in die Hand und greift zu den Gabelbissen, und keiner weiß, wie er im Stehen damit balancieren soll, und wie er auf seinem kleinen zierlichen Sesselchen sich davor hüten kann, seiner Nachbarin den Tee auf das Kleid zu gießen.

Sie kommen, sie gehen.

Miezi Webert hält malerich Cercle im schwarzen Crêpe de chine, aus dem der weiße Hals und der volle Brustansatz verführerisch in das Halbdunkel leuchten, und ihre unbehandschuhten nackten Arme liegen lässig im Schoß.

In dem kleinen trauten Salon schwatzen sie und machen sich Komplimente, und Miezi Webert drückt jedem ihre Freude aus, ihn einmal in ihrem Hause zu wissen.

Der Diener dienert stumm und vornehm hinter den Eintretenden:

Herr Referendar Müller, Sohn aus guter Familie, schwarzer Gehrock, schwarze Weste, oben weißer Strich,

schwarze Atlaskrawatte mit kleiner Perle — Konfirmationsgeschenk von Onkel und Tante Max — vollendeter Kavalier und Tennis-Champion.



Fräulein Trude L., die hübsche, schlanke Brünette, die sehr viel „mitbekommen" soll, sagen die Leute, und die vorläufig für Kunst schwärmt und alle Mittwoch vormittags zum Vortrag in das Kaiser Friedrich-Museum geht, Fräulein Trude L. in blauem Tailor made mit Zobelboa, die vielleicht wirklich echt ist in anbetracht der zu erwartenden Mitgift und als Lockspeise für den Bewerber.

Die reizende Frau Otto Schulze, die geschiedene Frau des berühmten Künstlers, die immer noch schön ist und immer noch mit ihren großen, neugierigen Kinderaugen die Männer verführt, und die sich anzuziehen versteht, indem sie sich auszieht.

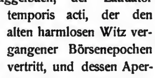


Herr Professor Erich, den sie vom Ausland geholt um die Berliner Kunst aufzubessern, und der diese Ehre durch verblüffende Westenstoffe zur Schau trägt.

Meyer, der Salonphilosoph, dessen blonde lange Mähne, dessen über den Mund fallender ungepflegter Schnurrbart seine Herkunft aus Vaters Friseurladen verleugnen, und dessen beredtes Schweigen ihn zum Nachfolger Nietzsches berechtigen, dessen Gedichte und dessen

Ansichten über die Frauen aber furchtbare Verwüstungen unter den armen Herzchen der Unverstandenen anrichten.

Der alte liebenswürdige Witzbold Herr Dr. Müggelbach, der Laudator



temporis acti, der den alten harmlosen Witz vergangener Börsenepochen vertritt, und dessen Aperçus und Aphorismen von seiner liebenden Gattin nachstenographiert werden, damit „nichts umkommt".

Der Herr Rechtsanwalt Pfläumchen, der seinem guten, bürgerlichen Namen ein griechisches Pseudonym gegeben, um seine literarischen Erzeugnisse vor den Uzereien im Anwaltszimmer zu behüten, und dessen steife, vornehme Grandezza, dessen schmaler, beinahe aristokratischer Kopf den müden, vielgelesenen Dichter und den Liebling der Musen markiert.

Der schwarzäugige, dünne kleine Germanist und Aesthet Herr Lehmann, dessen Familie so gerne möchte, daß er seinen Doktor macht, den aber das Caféhaus und der Einfluß von Wilde, Beardsley und anderen sensitiven Reizmitteln vor der Zeit zum Neurastheniker gemacht, dessen Schillernase und dunkles volles Haar mit der kleinen unauffälligen Locke in der Stirn ihn zur Dramaturgen-Laufbahn berechtigen.

Der Herr Direktor des Intimen Theaters, der Berlins und seiner Kapitalisten ausgesprochener Liebling ist, dessen geniale Regiekunst, dessen Talent und dessen Jugend ebenso verblüffen, wie sein fürstlicher Hausstand, sein Koch mit dem Ministergehalt, und seine Villa im Grunewald.



Herr Doktor Bumski mit den vielen Schmissen im Gesicht, die auf ehrenvolle Abfuhr und großen Schneid schließen lassen. Herr Doktor Bumski, der aus Mangel an anderer Beschäftigung Frauenherzen behandelt und seine Sprechstunden nach dem Diner oder Souper in abgeschiedenen Winkeln beim Mokka und Benediktiner abhält.



Die ältere Frau Baronin, deren Jugend soweit zurück liegt, daß man nicht mehr ganz klar sehen kann, die aber ein entzückendes Haus führt, und deren Tochter einmal einen reichen Bankier heiraten wird; — hoffentlich!



Fräulein Nanette Schröder, die Frauenrechtlerin mit dem schlechtsitzenden Reformkleid, — das „Eigenkleid“, wie sie es

wissenschaftlich bezeichnet — mit dem Scheitel à la Cléo, mit dem giftig gelben Schal um die mageren Schultern und dem gewählten grammatikalischen Deutsch.



Frau Lola, die Photographin, mit den müden, übersinnlichen Augen, den weichen mollusken Bewegungen und dem schwarzen, kunstvoll fließenden Liberty.



Herr Kunstmaler Christian Bellermann, blond, hoch, kräftig, mit mächtigen überlebensgroßen Klappumlegekragen, Gehrock mit zu langen Schößen und zu langen Aermeln, dessen Lackstiefel in der Friedrichstraße zehn Mark fünfzig kosten, dessen Bilder „mal was wert sein werden“, wie die Kenner sagen.

Die „schöne Frau Raß“, wie sie in Berlin W. genannt wird, die einen wunderbaren Hals hat, und deren luftiges Chiffonkleid beim Tanzen von den Schultern fällt, weil sie weiß, daß sie eine hervorragend schöne Büste hat.



Robert, der Bildhauer, mit dem Stiernacken und sein Freund, der Mäcen und Förderer junger Talente beiderlei Geschlechts.

Wolfgang, der Künstler aus dem Millionärshause, der es „nicht nötig hat“, dessen lustiges, sprudelndes Temperament und dessen Familienbeziehungen ihm über die Schwierigkeiten des Erdendaseins hinweghelfen.

Herr und Frau Königgrätz, die mit den literarischen Bestrebungen durch das Caféhaus, durch seine Fachzeitung für das Buchbindergewerbe und durch ihre novellistischen Erotika zusammenhängen.

Fräulein Louise von Rotendorf, Malerin, die Elly Webert, das Töchterchen, gemalt hat, und Herr Porträtmaler Theobald Kleiner, der Herrn Webert, dessen Eltern und Großeltern verewigt, und dessen Treffsicherheit und Maltalent kaum so berühmt sind, wie seine Gabe den seligen Emil Thomas, die lebenden Alexander und Thielscher und das Telephongeräusch nachmachen zu können.



Herr Alfred Kümmelberg, der berühmte Geiger, dessen armer Frack täglich eine ganze Serie von Abendessen absitzen



muß, und der bei allen Trio- oder Quartettabenden wegen seiner Unpünktlichkeit oder wegen seines unentschuldigten Ausbleibens gefürchtet wird.

Miß Evelyne Clever from Denver, Ohio U. S. A., die zu ihrer Ausbildung in Berlin ist, über eine schöne, volle Stimme und einen ebenso schönen, vollen Busen verfügt, die sehr viel Brillanten trägt und zwischen deren Goldplomben die deutschen Sprachlaute wie Quetschkartoffeln hervorquillen.



Herr Tschumperl, der famose Komiker des Revue-Theaters, dessen vollendet sitzender Frack, dessen vollendet gelangweilter Gesichtsausdruck und dessen Monocle die Nerven aller Mondainen und Demi-Mondainen kitzelt.

Herr Bockinsky, Christuskopf, mit weichen müden Augen, schlappen, hängenden Bewegungen, zu kurzen Hosen und zu hohen Idealen, der den „Traditionen“

selbst bei den ausgesuchtesten Leckerbissen von Borchardt oder Hiller treu bleibt.

Der joviale kahlköpfige Komponist Nepomuk Ruppel mit dem Kinderlächeln um den breiten Mund, mit der liebenswürdigen Bereitwilligkeit überall mitzuwirken, wenn es verlangt wird, mit den Erfolgen seiner Ueberbrettl-Lieder und der großen Sehnsucht, eine große Oper durchzubringen.



Herr Franz Tätinger, Börse, aber mit großem Kunstverständnis, der bei allen Premièren zu sehen ist, der alle Schauspieler und Direktoren kennt, dabei sein Billet immer bezahlt und den Hauptwitz über das neue Stück bereits in der ersten Pause macht.

Fritz Ernst Reder, der blonde Dichter, der Romanheld aller schriftstellernden Frauen, das Ideal aller Ehebrüche und der berühmte Voltigeur der gewagtesten Worte in der deutschen Lyrik.

Frau Justizrat Pichelsdorf, die sehr chic und bereits etwas überüppig, zwinkernd durch das Schildpattlorgnon die Gesellschaft beäugelt, und immer erst in Laune ist, wenn sich nach Tisch ein kleiner Poker entriert.

Herr Dr. Bodin, Korrespondent auswärtiger Blätter, Oesterreicher und Journalist, mit einem tadellosen Cutaway, prachtvoll gebundener Krawatte und mit einem „ich bitte" nach jedem dritten Wort, und einer ausgesprochenen Mißachtung von Spreeathen und den Spreeathenern.

* * *

Sie kommen und gehen, sie kommen auf dem weichen, graublauen Smyrna-Teppich durch den großen, hellen Musikraum mit den Louis-Seize-Möbeln, den vergoldeten Tapetenleisten und dem blinkenden, schwarzen Flügel.

Und sie stehen umher und betrachten die Familienporträts von der Hand des Herrn Porträtmalers Theobald Kleiner, und einige, die etwas von Malerei verstehen und sich neulich totgelacht haben über seine Komikerscherze, freuen sich über sein schauspielerisches Talent, und Miß Evelyne Clever, from Denver Ohio U. S. A., fließt als volle Linie in prachtvoller Samtrobe mit echten Brüsseler-Spitzen, an den schwarzen Flügel gelehnt, und bildet einen malerischen Fleck.

Und Frau Lola, die Photographin, sitzt zusammengekauert, trübe lächelnd in einem Winkel des mattdämmernden kleinen Salons und beantwortet fast scheu die interessierten Fragen des Herrn Tätinger, Börse, der sich sehr für Kunst interessiert und für den neuesten Sport, die Kunstphotographie, schwärmt.

Frau Miezi Webert hat für jeden ein liebenswürdiges Wort, interessiert sich für die Kompositionen des Herrn Nepomuk Ruppel, und für die Kritiken des Herrn Kümmelberg, drückt dem schweigsamen Herrn Direktor des Intimen Theaters schweigsam die Hand, und läßt

sich von dem sprudelnden Professor Erich über indische Hauskunst erzählen. Herr Meyer, der Salonphilosoph, macht eine tiefsinnige Bemerkung, die die Paradoxen des Herrn Lehmann, Germanist und Aesthet, an die Wand drücken, und der alte Herr Müggelbach witzelt, als wenn er eine Nummer eines Witzblattes füllen sollte.

Die jüngeren Damen machen sich beliebt, indem sie die kleinen, silbernen Konfektschalen weiter reichen und die Teller mit den delikaten Gabelbissen den Herren nochmals zur Verfügung stellen, und der Rauch von egyptischen Zigaretten mischt sich mit dem Dunft von gutem, französischen Parfüm, mit dem Geruch von kostbarem Pelzwerk und von gutgewaschenen Menschen.

Und sie schwatzen und schätzen sich glücklich einander kennen zu lernen oder ihre alte Bekanntschaft durch einen Händedruck und ein paar geistreiche Bemerkungen fortzusetzen, erzählen sich von ihren Sommerreisen, von ihren Mittelmeerfahrten, von den neuesten Theaterstücken, von dem Buch der Saison, von der Eheirrung up to date, ventilieren ein bißchen die Politik und die russischen Zustände, sind entsetzt über die gräulischen Erdbeben drüben in den anderen Weltteilen und klagen über Nervosität und Ueberreizung.

Und wenn die Saison ihrem Ende naht, freuen sie sich auf den „Weißen Hirsch", wo sie drei Wochen lang bei Apfelsinen und kalten Wassergüssen das Viele, Allzuviele des Winters büßen.

* * *

Gegen acht Uhr, wenn die Letzten sich zum Gehen rüsten, erscheint Herr Fabrikbesitzer Webert und mischt sich verbindlichst lächelnd in das Gespräch, und wenn der vornehme Diener hinter dem allerletzten vornehm seine Verbeugung gemacht hat, und die Korridortür sich endgültig geschlossen, klingelt Herr Webert nach dem Abendbrot und ist ärgerlich, daß der Tisch noch nicht gedeckt ist, und daß er Donnerstags aus seiner Gewohnheit kommt.





IV. KAPITEL.

Die Zeit der jungen Liebe.





Grete war so weit. Nicht im schlimmen Sinne, daß es keine andere Rettung für sie gegeben hätte, als eine endgültige Heirat. So etwas konnte in der Familie Lehmann nicht vorkommen, dazu war die Erziehung der Kinder denn doch zu gut und das Vermögen der Eltern noch zu neu.

Lehmanns wohnen in der Wielandstraße und sind trotz allem modernen Komfort und trotz der Miete von 3600 M. eine gut bürgerliche Familie auf vorzüglicher Grundlage und strengem sittlichen Boden.

Lehmann Vater war früher in der Konfektion, arbeitet aber jetzt in Terrains und Hypotheken, Frau Lehmanns Mitgift war seiner Zeit im „englischen Geschäft" verpulvert worden, doch einige groß angelegte Spekulationen hatten diese Verluste wieder ausgewetzt und Lehmanns in die Lage gebracht, nicht mehr über ihre Verhältnisse leben zu brauchen.

Lehmanns waren, was man so sagt, gut situiert. Die Mitgift für ihre beiden Töchter war festgelegt, und ihr Sohn Fritz studierte Jura mit der Aussicht auf ein Notariat und eine reiche Partie.

Also Grete, die Aelteste, war so weit. Seit drei Jahren tanzte sie im Winter auf den „jungen Gemüse"-Bällen des Westens und verkaufte Blumen und Zigaretten auf den Festen der Wohltätigkeit.

Und Grete war ein hübsches Mädchen, das schlank wie eine Gazelle und lustig äugelnd wie ein Reh durch

die Läster-Allee des Zoo wandelte, und im Familienbade von Heringsdorf mit schmiegsamen Gliedern die Wellen fing. Man wußte von ihr, daß sie gut tanzte, ausgezeichnet Tennis spielte, sich anzuziehen verstand, in der französischen Schweiz und an der Riviera den Eltern mit ihren Sprachkenntnissen als Dolmetsch diente und eine Mitgift hatte, die den Vermittlern eine gute Provision und dem Zukünftigen eine anständige Rente versprach.

* * *

Seit einigen Wochen störte das harmonische Glück der Familie Lehmann ein unsichtbares Getue. Else, die Jüngste, mußte von Zeit zu Zeit plötzlich auf einen Augenblick herausgehen, obgleich sie mit ihren dreizehn Jahren bereits allen Situationen gewachsen war, und Frau Lehmann unterbrach öfters einen angefangenen Satz, weil sie vor den Kindern und vor Marie, dem Hausmädchen, sich nicht verplappern wollte. Es schien etwas in der Luft zu liegen, und der Vorabend bedeutender Ereignisse begann zu dämmern.

Marie, Else und Fritz, der Studiosus, fühlten, daß etwas vor sich gehe, und Grete ging mit einem eigentümlich glückseligen Lächeln umher.

* * *

Eines Sonntag mittags stürzt Marie ins frühere Kinderzimmer, das man allmählich zum Boudoir der

beiden Schwestern umgewandelt hatte, und dessen Creton-Sofa und Nippes-Brettchen, dessen hellblaue Bettdecken und duftige Kißchen, dessen „Tietz- und Wertheim-Dekors“ jungfräuliche Reinheit atmen.



Er ist da. Er, mit einem großen mächtigen Blumenstrauß, lauter langstieligen Rosen, die jetzt im März mindestens eine Mark das Stück kosten. Und Else, die Jüngste, fragt, wie er aussieht, fragt, ob sein Schnurrbart schwarz oder blond wäre, ob er groß oder klein sei, und ob er schmachtende Augen hätte. Und schnell, während Marie, die ihm aufgemacht und ihm die Visitenkarten abgenommen, als er leise aber bestimmt gefragt, ob die Herrschaften zu Hause sind, ihre ersten Eindrücke erzählt, bindet Else sorgfältig ihre großen schwarzen Backfischschleifen noch einmal zu einem vollendeten Kunstwerk, und legt die niedlichen blonden Stirnhaare in bewußte und kokette Zufälligkeiten. Ihre neugierigen munteren Augen werfen einen letzten Blick in den mullgehüllten Spiegel, und ihren elastischen Hüften einen letzten Ruck gebend, hüpft sie hinaus auf den hinteren Korridor durch das Eßzimmer nach vorne in das kleine Herrenzimmer, von wo aus sie vielleicht durch das Schlüsselloch sehen könnte oder hören, was nebenan gesprochen wird.



Fritz, der Studiosus, ist bereits vorgestellt, und Herr Doktor Max Ronker, praktischer Arzt und Geburtshelfer führte sich sofort günstig bei ihm ein, da er alter Herr vom F. W. V. ist, und sie viele gemeinschaftliche akademische Bekannte haben. Herr und Frau Lehmann sind stolz über die wissenschaftlichen Beziehungen ihres Sohnes und sehen bereits eine ganze Generation zukünftiger wissenschaftlicher Lehmanns und Ronkers vor ihrem inneren Auge und freuen sich, daß sie es dazu haben, um sich solche wissenschaftlichen Beziehungen leisten zu können.

Grete aber sitzt stumm auf dem Fauteuil und ihre weißen molligen Hände mit den lustigen Grübchen spielen nervös mit den rosa La France-Rosen.

Herr Doktor Ronker macht Konversation, ganz unauffällige Konversation und ganz unauffällig blickt er im Zimmer umher und durch die offenen Türen in den Nebenraum, und ist befriedigt, eine anständige Einrichtung zu finden und in der Ecke eine tüchtige Bronze, an den Wänden die lebensgroßen Photographien von den beiderseitigen Großeltern und von den verschiedenen Onkeln und Tanten, deren verwandtschaftliche Bedeutung Frau Lehmann erklärt. Herr Doktor Ronker spricht über Terrains und Politik mit dem Vater und über bekannte Familien mit der Mutter, und nach zehn Minuten sind alle entzückt darüber, daß sie verwandt-

schaftliche Anknüpfungen entdeckt haben, denn Doktor Ronkers angeheirateter Onkel Meyer in Lauenburg ist ein Großvetter von Frau Lehmanns Schwager.

Und Grete zuckt nervös mit der kleinen molligen Hand an den rosa La France-Rosen.

Inzwischen ist Else wie zufällig durch das Nebenzimmer gehuscht.

„Das ist unsere Jüngste, das Nesthäkchen, lieber Herr Doktor."

Else kommt feuerrot im Gesicht näher, und Doktor Ronker, der große, stattliche Herr mit dem üppigen Schnurrbart und dem leider etwas abgeflauten Scheitel drückt jovial und zutraulich dem Schwesterchen die Hand.

„Freue mich sehr, liebes Fräulein —"

Dann stürzt Else heraus zu Marie in die Küche, atemlos und keuchend.

„Marie, der ist reizend! Wie vornehm, er hat gleich Fräulein zu mir gesagt, und Lackstiefel hat er auch an —"

„Und 'n Pelz hat er — piek-fein, sach' ich Dir Else."

* * *

Mama Lehmann drückt stillschweigend ihrer Tochter Grete die Hand, innig und treu, und Papa blinzelt durch seine kleinen listigen Augen:

„Na, Grete, wie gefällt er Dir?"

Und bei Tische, beim Gänsebraten und beim Gurkensalat, bei der dicken, schweren Mehlspeise mit Aprikosenfüllung, sprechen sie von Herrn Doktor Ronker,

von dem Beruf des Arztes im allgemeinen und von seiner guten Praxis im ganz besonderen, von seinem Onkel Meyer in Lauenburg und von den wunderschönen La France-Rosen.

Mama aber hat das letzte Wort und erklärt: „Ein entzückender Mensch!"

* * *

Die Geschichte kam nämlich so:

Vor ein paar Wochen ist Onkel Martin, der eigentlich nichts weiter in der Welt zu tun hat, als alle Leute mit seinen antiquierten Ratschlägen zu versehen, und dessen früherer Beruf durch seine langjährige Tätigkeit als Rentier und Bezirksvorsteher selbst den ältesten Familienmitgliedern nicht mehr erinnerlich ist — also vor einigen Wochen ist Onkel Martin plötzlich vormittags nach Charlottenburg in die Wielandstraße gefahren, obgleich er von seiner „Gegend", in der er als Kommunalbeamter seit Jahrzehnten wirkt, eine anständige Reise dorthin zu machen hat, die sogar erhebliche Spesen an Hochbahn und Elektrischen verursacht. Und Onkel Martin war im allgemeinen kein Freund, weder



von diesen neuen Stadtteilen, deren Entwicklung er als alter Berliner der Nachbarstadt mißgönnte, noch — und das im verstärkten Maße — liebte er es Spesen zu machen, vor allem für Dinge, die vielleicht dieselben nicht wert wären.

Onkel Martin erschien eines schönen vormittags bei Lehmanns. Die Angelegenheit mußte sehr wichtig sein, überlegte Herr Lehmann, wenn Onkel Martin mitten in der Woche dreißig Pfennige für den Hinweg und dreißig Pfennige für den Rückweg verausgabte.

Und nach den ersten Verlegenheitsbegrüßungen und nach den üblichen Fragen um das Befinden der Angehörigen, ging Onkel Martin sofort in medias res.

Er hätte also eine großartige Partie für Grete.

Sofort lief Frau Lehmann an die Tür und sah nach, ob keiner horchte.

Wer es wäre?

Onkel Martin hüllte sich zuerst in ein mystisches Schweigen, und dann orakelt er etwas von einem sehr netten jungen Mann, dessen Vater in Bütow ein sehr gutgehendes Getreidegeschäft gehabt hätte, die alte Mutter lebe noch, von dessen Schwestern die eine mit einem Rechtsanwalt in Berlin, die andere mit einem Fabrikanten in Frankfurt a. O. verheiratet wäre; ein sehr netter, junger Mann, groß, stark, nicht zu jung, so um die dreißig, sehr solide, gute Praxis, seit fünf Jahren niedergelassen und großartige Zukunft. Onkel Martin fängt an sich zu begeistern, und aus seinem Munde fließt die Rede der Ueberzeugung, und der nette junge Mann wächst sich aus zu einem Heros der Vollkommenheit,

und Herr und Frau Lehmann hören mit Spannung zu, und schließlich sind sie sehr neugierig geworden auf diesen gottbegnadeten Arzt mit fünfjähriger Praxis und bestürmen Onkel Martin mit allen möglichen Fragen.

Onkel Martin aber bittet um Diskretion und weist schüchtern auf seine Bemühungen hin, wenn vielleicht etwas daraus würde.

Natürlich, aber man müßte sich doch den jungen Mann erst mal ansehen.

Und sie verabreden das erste Rendez-vous, unauffällig im Café Luitpold in der Eisenacherstrasse.

* * *

Herr Doktor Ronker war seit fünf Jahren niedergelassen. Draußen in Charlottenburg, am äußersten Rande der Stadt, wo die Bauwut auf Wiesengründen, auf Laubenkolonien und Spargelfeldern neue Wohnräume schaffte, und wohin die neuen Linien der Straßenbahn die alten verstaubten Großstädter hinausschleppte.

Herr Doktor Ronker hatte eine schöne Praxis, war in seiner Gegend ein beliebter Arzt und galt bei den töchterbehafteten Familien, bei den älteren Damen, deren gutes Gewissen durch das Stiften von glücklichen Ehen nicht belastet wird und bei den richtigen Heiratsvermittlern als gute Partie, als Mann, den man sich vorgemerkt hatte.

Onkel Martin hörte von ihm durch seinen Freund, den Herrn Blumendorf, der mit des Doktors Schwager, dem Rechtsanwalt, beruflich zu tun hatte. Herr

Blumendorf war zwar nicht geschäftsmäßiger Heiratsvermittler, da er aber in Versicherungen und in Lombardierungen machte, hatte er gelegentlich auch die Branche des göttlichen Hymen aufgenommen. . . .

Geschäft ist Geschäft.

Herr Doktor Ronker war zuerst sehr zugeknöpft, als Herr Blumendorf sich aus der Fülle seiner Patienten im Wartezimmer erhob und ihm, anstatt seine Leiden zu klagen, die himmlischen Freuden der Ehe mit einer Dame, Fräulein Grete Lehmann, ausmalte, Freuden die durch einen anständigen metallischen Beigeschmack noch verklärt werden sollten. Herr Blumendorf mußte den ganzen Schatz seiner reichhaltigen Versicherungsphrasen ins Treffen führen, mußte die Schönheit von Fräulein Grete, ohne sie leider gesehen zu haben, wie ein Maler malen und wie ein Dichter besingen, mußte von dem reizenden Hause, das Lehmanns führen, erzählen, und holte schließlich seinen letzten Trumpf heraus, daß das Vermögen sicher sei wie Gold und daß sogar später noch etwas zu erwarten wäre. Die Familie wäre erstklassig — „tip-top" — und in der Verwandtschaft seien alle sehr, sehr anständige Leute, wie zum Beispiel der Onkel Martin, der Bezirks-

vorsteher, und ein Vetter der Mutter, der Geheimer Sanitätsrat sei.

Herr Doktor Ronker hatte in den fünf Jahren seiner selbständigen Existenz nicht nur eine große Praxis in der Behandlung von Kranken bekommen, sondern auch eine große Praxis in der Behandlung von Heiratsvermittlern. Und ebenso geduldig, wie er die Leiden seiner Patienten anhörte, ebenso geduldig hörte er alle Woche mindestens einen männlichen oder weiblichen Ehestiftungsagenten und ihre rosigen Zukunftspläne an. Und höflich winkte er jedesmal ab, da ihm seine Freiheit, sein kleines „Verhältnis" und sein Stammtisch vorläufig noch lieber waren, als eine Schwiegermutter mit Frau und Kinderstube.

Aber Herr Blumendorf spricht und spricht, und als er den Schwager erwähnt, den Herrn Rechtsanwalt, ist das Eis gebrochen, und Herr Blumendorf geht mit dem Bewußtsein von dannen, daß die „Sache werden wird" — wenn nur das Mädchen halb so schön ist, wie er sie in seiner Phantasie dem Doktor geschildert hat.

* * *

Und die Sache wurde. Allmählich. Erst eine zarte Andeutung von Seiten Johannas, der Schwester, und dann eine Unterredung unter vier Augen mit Wilhelm, dem Schwager.

Dann ein Besuch Onkel Martins, des Bezirksvorstehers, sehr würdig im schwarzen Gehrock und weitausgeschnittener Weste — alter, aber vornehmer

Bürgerstil, einige sehr notwendige, rein geschäftliche Auseinandersetzungen, und schließlich Herr Lehmann, der zukünftige Schwiegervater, in höchst eigener Person. Und als Herr Lehmann sich davon überzeugt hatte, daß der „nette junge Mann" wirklich ein netter junger Mann war, daß in seinen Büchern wirklich die von Onkel Martin genannten Einnahmen gebucht waren, und daß er mit seinem Benehmen und seinen Ansichten so ganz in die Familie passe — war die Geschichte richtig.

* * *

Zwei Tage später, nach dem Abendbrot gegen neun Uhr, saßen Herr Lehmann und Frau, nebst Fräulein Tochter Grete im rauchigen Café Luitpold, und Onkel Martin kam mit Tante Julie und machte die großen Spesen von Berlin S. nach dem Nollendorfplatz, die Verzehrungskosten eingeschlossen.

Und Herr Doktor Max Ronker kam und wurde von Onkel Martin wie ein alter Bekannter vorgestellt, und die Geigen geigten die „lustige Witwe", und die Kellner balancierten mit den Schalen „Haut" und mit den Eisschokoladen.

Grete wußte zwar, was los war, denn Mama hatte es ihr zart angedeutet, sie war aber vollendete Weltdame und unbefangen, als wenn nichts geschehen könnte. Herr Doktor Ronker brillierte in liebenswürdiger Unterhaltung. Und als der junge Müller an den Tisch trat und später der lange Doktor Semfke, der bei Lehmanns verkehrt und so schön Klavier spielt, wurde

der Abend sogar sehr lustig, und kein Mensch schien eine Ahnung zu haben, daß das Schicksal Menschenkinder zusammenschmiedete, das Schicksal und Onkel Martin und Herr Blumendorf, der Agent.

* * *

Die Sache war also geworden. In der Familie war eine Stimme: „Der Mensch ist entzückend", so wie es Mama gesagt, und Grete fand, daß er äußerst ritterlich und ein vollendeter Kavalier wäre. Elschen, die Jüngste, meinte, er sei „süß", und Marie, das Hausmädchen, sagte, er sei „forsch", Fritz aber, der Studiosus, hatte noch kein eigenes Urteil, ihm war die Familiensimpelei sowieso langweilig.

Papa Lehmann schwebte wie ein gütiger Engel über dem ganzen und bereitete das Flüssigmachen der hundert Mille vor.

* * *

Unter dem Bilde vom seligen Onkel Max im Salon auf dem kleinen Rokokosofa, sprachen sie das erste und entscheidende Wort. Und Mama war inzwischen aufgeregt im Eßzimmer umhergelaufen und warf zum erstenmal in ihrem Leben eine volle Kaffeetasse um und vergaß sogar Obacht zu geben, daß im Salon der Teppich nicht schmutzig getrampelt würde Papa saß würdig in der Ecke am Fenster und las angeblich in der Vossischen.

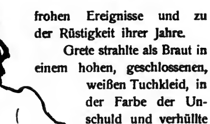
Im Salon auf dem Rokokosofa knüpften sich die Herzen zum ewigen Bunde, und ein Kuß auf die Lippen siegelte ihre Vereinigung, ihre gut fundierte Vereinigung und Gott Amor begann Platz zu nehmen in ihren Seelen, denn bei aller Versorgung ist die Liebe nicht ausgeschlossen.

Grete aber hatte viel übrig für die Liebe und küßte ihren Max mit inniger Zuneigung.

* * *

Es kamen die Verlobungsfeiern, erst die intime im engsten Familienkreis, wo Papa Lehmann kurz aber bündig den Bund der Kinder verkündete, wo gut gegessen und viel gesprochen wurde, über den Termin der Hochzeit, über Kapitalsanlagen und über die verschiedenen gemeinschaftlichen Bekannten. Und Onkel Martin verzichtete sogar auf den üblichen Skat, obgleich er damit die Chance aufgab, das Trinkgeld und die Reisespesen zu verdienen.

Dann aber das große offizielle Verlobungsdiner bei Huster in der Mohrenstraße. Die Herren im Frack und die Damen ausgeschnitten. Die beiderseitigen Verwandten aus Lauenburg, aus Schwerin, aus Hamburg und aus Bütow erschienen zwar nicht alle auf der Bildfläche, sandten aber Onkel Siegfried, den Getreidehändler, als Deputation. Und die alte Mutter des Bräutigams empfing mit patriarchalischer Würde die Glückwünsche zu diesem



frohen Ereignisse und zu der Rüstigkeit ihrer Jahre.

Grete strahlte als Braut in einem hohen, geschlossenen, weißen Tuchkleid, in der Farbe der Unschuld und verhüllte zum ersten Male seit ihrem Auftreten in der „Gesellschaft" den neugierigen Fracklingen ihre blendenden weißen Schultern. Denn es ziemt sich für eine Braut, ihre Reize dem staatlich registrierten Ehemann aufzusparen. Herr Doktor Ronker machte eine sehr gute Figur, denn der neue Frack saß vorzüglich, und die Perlen im Oberhemd — das erste Geschenk von den Schwiegereltern — gaben ihm eine sehr solide Folie.

Es wurde wieder sehr viel gegessen und noch mehr getrunken, und Onkel Martin paßte auf, daß die Kellner nicht zu wenig Pommery brachten, denn es war ein „nasses Couvert" — der Wein einbegriffen.

Und zwischen den Gängen und dem Tellergeklapper toasteten die Männer, und Onkel Louis, der Fabrikant, toastete sogar dreimal, denn er hielt sich für einen gottbegnadeten Redner, und Onkel Geheimrat hatte als Seniorchef und Millionär der Familie die Pflicht, ein paar gehaltvolle Worte auf den Zusammenschluß der beiden Geschlechter Lehmann und Ronker loszulassen und entschädigte die Tischgesellschaft für seine hackende

Sprechweise durch ein paar lustige derbe Scherze, die ihm einen gelinden Rippenstoß seitens der vornehmen Frau Geheimrat einbrachten.

Paul Lehmann, der Neffe, Konfektionär in der Oberwallstraße, ließ ein Carmen verteilen, das auf rosa Papier gedruckt war und das er selbst „verzapft“ hatte.

Und es wurde nachher getanzt, und die älteren Herren spielten einen Skat, und sie sagten alle, es wäre fast wie auf einer Hochzeit.

* * *

Im Berliner Tageblatt und in der Vossischen standen sie gedruckt, und die Karten waren abgeschickt. „Empfangstag, Sonntag, den dritten April, Wielandstraße 275.“

Inzwischen hatte sich Grete bis über die Ohren in Max verliebt und behauptete, „den oder keinen anderen“, obgleich ihn ihr niemand streitig machen wollte, und Onkel Martin und Herr Blumendorf bereits die Provisionschecks hatten. Und Max brachte täglich Blumen und hatte sein „Verhältnis“ gelöst und gewöhnte sich allmählich an den Familienverkehr, indem er erst sehr spät an seinen Stammtisch kam.

Am Sonntag, den dritten April, aber klapperten die Korridortüren auf und zu in der Wielandstraße, und es war wie in einem Taubenschlag, so gingen und kamen die Menschen und gratulierten und drückten ihr Entzücken aus, Gretes Bräutigam kennen zu lernen, und Maxens Braut. Und die entferntesten Bekannten kamen, teils aus Pflicht und aus Anstand, und teils aus Neugier.

Herr Doktor Ronker im Smoking und Fräulein Grete Lehmann im duftigen, mädchenhaften, weißen Liberty, schmolzen in Glück und in Wonne, drückten sich die Hände und küßten sich in den Ecken, da es sowohl ihr Bedürfnis erforderte, ihre Lippen einander näher zu bringen, weil ihr gegenseitiges Interesse wuchs und da es einen guten Eindruck macht, wenn die Leute sagen, es scheine wirklich eine Neigungsheirat zu sein.

* * *

„O schöne Zeit der jungen Liebe." — — Doch das ewige Gehetze von einer Verlobungsfête zu der anderen, machte den Doktor ganz mürbe und kam den Patienten seiner ersten Sprechstunde des Morgens um acht Uhr nicht sehr zu statten — — —

Sie essen sich durch ihr Glück hindurch. Sie essen bei Onkel Louis und bekommen eine Meißener-Figur als Brautgeschenk und essen bei Onkel Geheimrat und bei Vetter Ernst und beim Schwager, dem Rechtsanwalt, und bei Hugos, und bei Roberts, und zum Schluß haben sie eine ganze Kollektion Meißner Figuren und „Silver Plated" von Elsner aus der Leipzigerstraße.

Und das Gehetze der Gegenbesuche, und das Gehetze mit den Möbeln und mit dem Wohnungssuchen!

Am fünften Mai wird die Hochzeit sein.

Täglich mit der ersten Post, täglich mit der zweiten und täglich mit den anderen Posten bringt der Briefträger die Kataloge und die Avise und die Anpreisungen und die Offerten, und er bringt sie zu Lehmanns und zum

Doktor, und der Doktor hat alle Hände voll zu tun, damit den Papierkorb zu füllen und die Versicherungsagenten abzuwehren.

Ein Großcousin aber von Lehmanns hatte eine Möbelfabrik, allerdings nur für billigeren Genre, und mußte berücksichtigt werden, denn die Familie soll man unterstützen.

Grete ist für das Moderne, und Doktor Max ist für das Solide. Seit seiner Primanerzeit, wo er Lessings Laokoon gelesen, und seit seiner Münchener Studentenzeit, in der er eine kurze Zeit mit einem Modell ein „Gespusi“ hatte, waren seine Beziehungen zur Kunst und zur Modernen nur sehr schwach geblieben, und sein Kunstbedürfnis genügte sich in Paul Lincke, Lustigen Blättern, und in den Porzellandackeln à la Copenhagen aus dem Drei Mark-Bazar.

Grete jedoch war bei Schulte und Keller & Reiner abonniert und hatte im vorigen Winter mit der Lessing-Gesellschaft die Ateliers von verschiedenen Künstlern besichtigt.

Aber für die Einrichtung kam das Solide in Betracht. Maxens Sprechzimmer wurde neu gepolstert und mit dunkelgrünem Leder überzogen. Und die anderen vier Zimmer bestellten sie bei einer alten renommierten Firma, wo man die Garantie hatte, daß das Büfett aus echtem Eichenholz ist und das Mahagoni des Salons nicht im ersten Jahre bereits abplatzt. Für das Schlafzimmer wählten sie helles Ahorn, und der Großcousin lieferte die Küche und die Möbel für das Fremdenzimmer, das später für das „Kind“ bestimmt war,

und man bedauerte, daß sein Genre zu billig wäre im allgemeinen.

Die Teppiche und Kronen wurden auf die Familie verteilt, und Tante Laura und Onkel Ernst gaben bares Geld, damit sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen brauchten.

Und Mama lief den ganzen Tag mit Grete zu N. Israel und zu Gerson und zu Grünfeld und zur Schneiderin in der Wilhelmstraße, und Grete hatte den ganzen Tag anzuprobieren. Sie probierte Taghemden und probierte Nachthemden und probierte Tuchkleider und dünne, duftige Chiffons, und ein schwarzes Crêpe de chine, welches zum Standesamt bestimmt war, und ein weißes Liberty, und einen Abendmantel und das weiße Seidenkleid, die Brautrobe.

Aber endlich ist alles fertig. Und die Nachthemden sind lang und dünn und schmiegsam, und kleine, zarte Spitzchen säumen den Halsausschnitt und die weiten Aermel. Und die Taghemden sind kurz und noch dünner, aus weichem, duftigen Batist, und die Spitzenentredeux der Brust werden mit breiten rosa und gelben und lila und hellblauen Bändern gehalten. Und die Höschen sind Gedichte, und die Anstandsröckchen Musik, und die seidenen Jupons knistern und rauschen kommendes Jauchzen. Und Mama Lehmann sorgt für die Tischwäsche, und für die Bettwäsche, und wählt den besten Damast und den besten Dowlas aus. Ein Silberkasten für vierundzwanzig Personen krönt die Ausstattung mit dem verschlungenen Monogramm der jungen Leute, und mit Fischgabeln und Krebsmessern.

Die Wohnung ist gefunden. Treppauf-treppab durchsuchten sie die „Gegend“ (denn der Doktor mußte in der „Gegend“ wohnen bleiben) und endlich sind die sechs Zimmer entdeckt, die das junge Glück in sich aufnehmen sollen.

Die große Firma, die die soliden Möbel liefert, hat hoch und heilig versprochen, daß alles acht Tage vor der Hochzeit fertig ist, und ebenso gelassen, wie sie den Schwur geschworen, ebenso gelassen bricht sie ihn, und Mama, Grete und der Doktor Ronker schweben in der entsetzlichsten Angst, daß sie ohne Einrichtung heiraten müßten.

Allmählich wird geliefert. Tropfenweise. Erst das Sofa-Arrangement für den Salon und die Nachttische des Schlafzimmers, dann die Lederstühle, dann der Esstisch, und endlich nach langem Harren und unentwegtem Telephonieren füllen sich die Zimmer, und die Tapezierer dekorieren langsam aber sicher die Fenster.

Am Abend vor dem Standesamt fehlen nur noch die Spiegeltoilette und die großen englichen Ehebetten, die aber in Anbetracht der Civiltrauung, die zwar zu den ehelichen Pflichten berechtigt, was aber anstandshalber bis zur kirchlichen Weihe nicht ernst genommen wird, nicht so dringend nötig sind. Und dann mache man ja so wie so erst eine Hochzeitsreise.

Nachdem Doktor Ronker aus seiner Junggesellenwohnung noch einige Andenken aus der Studentenzeit und einige Dedikationen von Kommilitionen und dankbaren Patienten hinüber gerettet, war alles in Ordnung. Der Vertreter des praktischen Arztes trat in Funktion

und übernahm für die nächsten vier Wochen die Praxis des Kollegen.

* * *

Das Standesamt hatten sie hinter sich. Grete war Frau Doktor Ronker, eine richtige junge Frau, und ihre junge Liebe blühte in Erwartung und Seligkeit. Herr Rechtsanwalt Wilhelm, der Schwager des Bräutigams, und Onkel Louis, waren ernst und würdig als Trauzeugen neben dem jungen Paare gestanden, als die verhängnisvolle Frage von den Lippen des Beamten tönte, Mama und Papa Lehmann waren tief gerührt, und beim Frühstück zu Hause herrschte eine fröhliche Stimmung. Onkel Martin aber machte die ersten Scherze über Störche und sontige Annehmlichkeiten der Ehe, und bat sich von dem jungen Ehemann die Erlaubnis aus, bei dem „Ersten" Pathe zu stehen, denn er hielt etwas auf sogenannte Familienehre.

Und dann kam der große Tag der Hochzeit.

Es kam der Tag des Glückes, der Tag, wo die junge Liebe ihre Früchte pflücken sollte — — —

Nach der kirchlichen Trauung, und nachdem der Prediger die schönen Worte vom Frühling da draußen und vom Frühling in ihrem Herzen gesprochen, nach der ernsten, würdevollen Stimmung, die nicht einmal den Damen Gelegenheit gab, in den engen Kirchenstühlen ihre Toiletten gegenseitig zu mustern, und nach den tiefgefühlten Glückwünschen, mit denen man das junge Paar, die Eltern, die Onkels und Tanten und

Brüder und Schwestern überschüttete, ertönt der langersehnte Hochzeitsmarsch und sie traten ein in den lichterglänzenden Saal des großen Hotels, in die Prachträume mit dem goldenen Barockstuck und dem nachgemachten Fürstenprunk.

* * *

Auf der langen, reichgedeckten Tafel stehen die silbernen Tafelaufsätze und liegen die Tischkarten mit goldenem Rande und dem Porträt des jungen Paares in einem stilisierten Myrthenkranz und mit dem Datum des ereignisreichen Tages. Und neben den Tischkarten liegen für die Herren kleine Taschen aus Papiermaché mit vier guten Cigarren, einer großen Upmann zu 500, einer kleinen Bock zu 400, einer Rosa Aromatica zu 350 und einer „Unechten“ zu 15 Pfennig. Für die Damen liegen große Bonbonnièren mit Veilchensträußchen geschmückt. Aber auf allen Dekorationen sind die Monogramme von Grete und Max und das Datum des heutigen Tages angebracht wie auf der Tischkarte.

Zuerst beim Hors d'oeuvre — das Kuvert kostet 40 Mark mit Wein, wofür Austern und Kaviar geliefert werden — herrscht noch eine getragene Stimmung und Onkel Geheimrat spricht noch ein paar sehr ernste Worte, hackend und „u. s. w.“. Und Grete weint ein bißchen, und Mama Lehmann trocknet sich mit dem Taschentuch die Augen und die gesamten Lehmänner und Ronkers empfinden tief die Würde des Augenblicks, in dem der reiche und hochgeschätzte Seniorchef der



Familie das Wort ergriffen, trotzdem sie alle einen mächtigen Hunger haben und sie von der Kirche und dem ganzen ernsten Apparat der letzten Stunden allmählich gelangweilt sind.

Die Kellner stürzen aus den Türen, als das Hoch erklingt, und über das Geklapper der Löffel und durch das Schlürfen der Suppe ertönt die Stimme von Wilhelm, dem Rechtsanwalt, der den zweiten Toast ankündet; denn Wilhelm, der Schwager, hatte die Arrangements der Hochzeit übernommen.

* * *

Die Arrangements der Hochzeit. Wilhelm, der Rechtsanwalt, und Fritz Lehmann, der Studiosus, haben Wochen der Qual hinter sich und Wochen der Sisyphusarbeit. Um die leiblichen Genüsse brauchten sie sich nicht zu kümmern, das machten Papa und Mama Lehmann, und da es auf ein paar Mark nicht ankam, erledigte sich die Sache schnell. Aber die geistigen Genüsse!

Es mußte etwas geboten werden, es mußte den Leuten etwas ganz Besonderes vorgesetzt werden, und der Rechtsanwalt setzte sich mit einem sehr bekannten Dichter in Verbindung, dessen Spezialität es war, den

„Familien“ seine geistigen Erzeugnisse für die grünen und silbernen Hochzeiten zur Verfügung zu stellen und für die Geschäftsjubiläen.

Und Herr Rechtsanwalt vereinbarte mit Herrn Gustav Herwig alles, auch das Honorar, was für Herrn Herwigs Pegasus eine sehr wichtige Anregung war.

Herr Gustav Herwig ist in den „Familien“ eine berühmte Größe, und seit einem Menschenalter dichtet er die Töchter und die Söhne in den heiligen Stand der Ehe hinein, und seine Poëme triefen von Liebe und von Blumenduft und von Zephyrwinden; und alle merkwürdigen Eigenschaften der Bräutigame und der Bräute, alle besonderen Charakteristika der Eltern und der nahen und weiteren Verwandtschaft bearbeitete er in rythmischem Dreivierteltakt mit eigener Komposition und Knüttelversen.

„Justav“, wie ihn seine Freunde nennen, übernimmt den Auftrag, und als Wilhelm das Zimmer verlassen, holt er aus seiner Schreibtischlade ein altes Manuskript heraus und beginnt zu „dichten“. Vor ihm liegt der Zettel mit den kleinen Scherzen, die er verarbeiten soll: Gretes Lebenslauf, und daß sie gerne Tennis spielt, zu Keller & Reiner geht, einmal in Norderney einen kleinen Flirt hatte („Justav“ soll aber nicht viel davon erwähnen), daß sie Kartoffelpuffer für ihr Leben gerne ißt.

Und von dem Bräutigam wisse er zwar sehr viel, aber das ginge nicht, sagte der Rechtsanwalt. Gustav notierte sich also: groß, kräftig, sehr solide, Stammtisch, Münchener Studentenzeit, alle Jahr in Helgoland — na, er wüßte schon. Und er notierte sich noch Material

für Papa Lehmann und Mama Lehmann und notierte sich die Eigentümlichkeiten und Schwächen Onkel Martins und Onkel Louis und von Fritz und von Elschen und noch so ein paar Dinger.

Dann setzte sich Gustav hin und „dichtete".

Er dichtete und verdichtete ein paar ältere Jahrgänge in dieses neue Kunstwerk und machte ein paar neue Kupletverse, nach den Gassenhauern, die heute populär sind. Und als er sein Werk besah, sah er, daß es wohlgetan war und daß es für Lehmanns genügte.

Die Proben. Fritz, der Studiosus, spielte mit und Elschen stellte eine Blume dar, eine Rose, und zwei Freundinnen von Grete wollten in wundervollen Kostümen aus der Maskengarderobe mimen, aber ihr Talent war derartig gering, daß die Kostüme allein nicht ausreichen würden. Und Vetter Paul aus der Konfektion, der später selbst noch etwas vom Stapel lassen wollte, spielte auch eine Rolle, und zwar kopierte er in täuschender Maske den Vater Lehmann, denn er war der einzige, der etwas vom Theater verstand, da er alle Premièren besuchte und auf den Gesellschaften die neuesten Schlager vortrug.

Aber die Proben! Gustav paukte am Klavier und schrie sich die Kehle wund: „Von rechts Fräulein Else, nicht so hopsen Herr Lehmann! Schneller, schneller — also den ersten Aufzug noch mal!

Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche
Mama geht selten in die Kerche.

Kerche, Kerche, Fräulein Meyer, nicht Kirsche, Mama geht nicht in die Kirschen, sondern in die Kerche!"

Also noch mal: Es ist die Nachtigall . . . .

Armer Gustav, arme Proben!

Bei der Generalprobe jedoch im Kostüm war der Erfolg überwältigend, und sämtliche Freundinnen und Bekannten, die zur Hochzeit nicht eingeladen waren, wohnten dem Ereignis bei.

* * *

Die Stimmung war bereits eine gehobene. Grete und Max saßen in der Mitte auf den Ehrenplätzen und Gretes Gesicht war ganz bleich von Abspannung und vor innerer Aufregung. Max aber ließ sich das Menu gut schmecken, prüfte mit Kennerblicken die Weine und sah der Entwicklung der Geschehnisse mit Kaltblütigkeit entgegen.



Die Toaste folgten einander wie die die Wogen im Meere. Der Prediger sprach noch ein paar eindringliche Worte, Vetter Philipp aus Hamburg betonte mit spitzem S, daß auch die ,Hamborger Löhmanns ümmer görn nach Berlin kämen, wenn die Familie sie rufe — Nöch?"

Und Onkel Louis hielt eine schwungvolle Rede — allerdings nur eine Rede, denn der Rechtsanwalt hatte ihm nicht mehr zugestanden.

Und Referendar Müller verzapfte einen Damentoast in Versen, den er ablas und wie ein Protokoll einer Gerichtsverhandlung höchst neckisch frisiert hatte.

Der Studienfreund aber vom Bräutigam, der Dr. med. Ludwig Bayer, der erst kurz niedergelassen war, warf sich in die Brust und sprach:

„Meine Damen und Herren! Als ich heute zu einem schweren Fall gerufen wurde, (— man merke: Herr Doktor wurde zu einem schweren Fall gerufen! —) nahm ich einen Taxameter, der mit einem Schimmel bespannt war. Nun, ein Schimmel soll nicht immer Glück bedeuten, und in der Tat, der Fall ist sehr ernst. Aber der Schimmel ist weiß und fleckenlos, und so fleckenlos wie dieser Schimmel war bisher das Leben meines Freundes, des Doktor Max Ronker, des jungen Ehemannes. Meine Damen und Herren . . . ."



Dann sprach er von Liebe und von der Zukunft und erwähnte seinen schweren Fall, zu dem er heute gerufen wurde, noch einmal, damit man auf seine riesige Praxis aufmerksam würde und er auf seine Tischnachbarin, die garnicht übel war und eine sehr gute Mitgift haben sollte, den nötigen Eindruck mache.

Zwischen den Toasten toben die Carmina. Das Carmen, das

Onkel Louis, der die Unterdrückung seiner Redetätigkeit in Versen niedergelegt, zu denen er allerdings nur die Anregung und das Material gegeben, und die ein „Junger Mann" aus seiner Fabrik in herrliche Versfüße gebracht hat:

> Grete Lehmann, Dein Liebreiz, der hat ihn entzückt,
> Als am ersten Sonntag sein Aug' Dich erblickt;
> Er sagte zu Johanna, höre mein Kind:
> Solche Mädchen, wie Gretchen, recht selten doch sind.

Die Carmina von Onkel Ernst aus Bütow und Bruder Fritz, dem Studiosus, Carmina nach den neuesten Operetten und nach den ältesten Volksliedern. Und die Stimmung wird immer gehobener, und ein Paar fängt bereits an, zwischen den Tischen zu tanzen.

Die Verwandtschaft aus Bütow und Lauenburg beginnt den vielen Weinkonsum auf ihre Gehirnfunktionen zu verspüren, und aus den zu weiten Fräcken und den zu steifen weißen Westen ragen rote, feuchte Köpfe in die glitzernde Festfreude.

Tante Zerline aus Schwerin hat sich bereits nebenan hingelegt und schaukelt den ungewohnten Champagner auf dem Divan ab.

Der Clou aber ist ein Scherz des Herrn Rechtsanwalts, und eine allgemeine Begeisterung bemächtigt sich der Tafel, als Fritz und die Kellner kleine Medizinflaschen mit „Gift" und Totenkopf darauf herumreichen, in denen ein vom Rechtsanwalt selbst verfaßtes Gedicht nach der Melodie von Doktor Eisenbart verborgen ist; das Ganze eine geschmackvolle Anspielung auf den Beruf des Bräutigams.

Und die Stimmung wird noch gehobener, und zwischen den Tischen tanzen die Paare und spazieren die Gäste, sich gegenseitig zuprostend mit den vollen Gläsern, und sie besuchen einander, und Onkel Martin setzt sich neben die alte Mutter des Bräutigams, der gegenüber er sich ganz besonders wichtig tut, da er doch schuld an dem Glücke sei.



Als das Eis gereicht war und Onkel Leo aus Lauenburg, der sonst niemals reden kann, auch toastete und die Grenzen des Möglichen nicht mehr einhielt, fing die Tafel an, sich aufzulösen, und einige vergessene Tischkarten und Tafelaufsätze und die leeren Konfektschalen zeugten von der verschwundenen Pracht.

Im kleinen Nebensaal tönen die Stimmen durcheinander beim Mokka und bei den Likören und die Herren aus der Provinz verabreden mit den Berlinern für Morgen einen kleinen Bummel durch die Großstadt, die Damen aber lächeln selig, selig vom Weingenuß, und selig in der Erinnerung ihrer eigenen Hochzeit.

* * *

Das Stück hatte einen durchschlagenden Erfolg. Ganz vorne saßen Max und Grete und freuten sich über die Anspielungen, und Grete dachte an ihr neues Reisekleid und an ihr neues Glück. Papa Lehmann fühlte sich geschmeichelt, als er sein Ebenbild auf der Bühne sah, und Mama wunderte sich, daß sie soviel „Eigentümliches“ an sich hätte, wie sie in dem Stück behaupten; sie wisse von nichts —

Und die Verwandtschaft von außerhalb sagte, so etwas könne man nur in Berlin haben und bekam einen großen Respekt vor Herrn Gustav Herwig, Komponist und Dichter.

Vor dem „Stück“ hatte noch die kleine Frieda ein Gedicht aufgesagt, ein Körbchen mit Schlüsseln überreicht und einen Kuß von der Braut dafür erhalten. Aber man interessierte sich nicht sehr dafür und nahm es als ein lever du rideau.

Den Schluß der „Aufführung“ bildete Vetter Paul, der Konfektionär. Er tanzte Cakewalk und kopierte Liedtke Carlsen und schrie und grölte ein selbstverfertigtes Couplet mit hinkenden Versen und mußte einigemal die Strophen neu anfangen, da er nicht ordentlich auswendig gelernt hatte und den Souffleur nicht hörte.

Aber er wirkte wie eine Bombe, und als er zuletzt noch den Fleischmann aus den Folies Caprices nachmachte und das Lied vom „Bummeln ist schön“, auf Max den Bräutigam hergerichtet, sang, war der Beifall ungeheuerlich, und sie erklärten ihn für den größten Komiker gleich nach Thielscher.

Gustav aber, der Dichter „des Stückes“, wurde eifersüchtig auf Vetter Pauls Erfolg und steckte sich ein paar Cigarren in die Fracktasche, als der Jubel am höchsten war und niemand im Nebenzimmer bei den Cigarrenkisten.

* * *

Die junge Frau tanzt den Schleier ab, und Frau Lehmann ist so glücklich, daß sie voller Glück sogar noch einen Walzer dreht mit Herrn Siegfried Ronker, Getreidehändler aus Bütow.

Und die jungen Leute tanzen, die älteren Herren machen ein Spielchen und der Geheimrat verlangt energisch ein Pilsener.

Auf den Sesseln und auf den Divans sitzen sie gemütlich bei einander, die laute weinselige Stimmung hat sich in Beschaulichkeit aufgelöst.

Und allmählich wird der Saal leerer und leerer. Der alte Geheimrat sitzt mit Onkel Louis in der Ecke, und hört, immer neue Pilsener zu sich nehmend, dessen sprudelnden Auseinandersetzungen zu, bis daß die Frau Geheimrat im Mantel und Kopfschal mit den Boots an den Füßen in den Saal kommt und ihn sanft an den Aermel faßt: „Karl, der Wagen ist da“ —

* * *

Grete und Max sind längst verschwunden. Im eleganten Luxuszimmer des vornehmen Hotels am Potsdamer Platz lebt Grete ihre erste junge Liebe. Und Doktor Max freut sich, daß er nicht enttäuscht wurde, und daß Gott Amor und Herr Blumendorf so gut für ihn gesorgt haben. Denn Grete war wirklich nicht nur eine gute Partie, sondern hatte auch sonst noch ihre Vorzüge . . . .





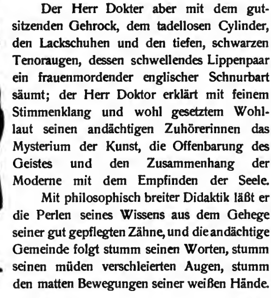
V. KAPITEL.

Kunst und Künstler.



An den grauen Leinenwänden des stillen Kunstsalons hängen zarte, vornehme Bilder. Vornehme Farbenspiele in matten französischen Barockrahmen. Weiches Tageslicht flutet durch die Räume und leise verhallen die Schritte der Besucher auf dem dicken Friesbelag des Bodens.

Sie schauen durch die hohle Hand, sie schauen durch die Lorgnette, und der Herr Kommerzienrat setzt sich das Pincenez auf und schiebt die Fülle seines Körpers ganz nahe an den Rahmen. Und einige, die etwas von großer Wirkung murmeln, treten weit zurück, fast bis an die andere Wand, bitten um Entschuldigung, wenn sie jemanden im Eifer der Begeisterung getreten haben und blinzeln mit zusammengekniffenen Augen.



Der Herr Dokter aber mit dem gutsitzenden Gehrock, dem tadellosen Cylinder, den Lackschuhen und den tiefen, schwarzen Tenoraugen, dessen schwellendes Lippenpaar ein frauenmordender englischer Schnurbart säumt; der Herr Doktor erklärt mit feinem Stimmenklang und wohl gesetztem Wohllaut seinen andächtigen Zuhörerinnen das Mysterium der Kunst, die Offenbarung des Geistes und den Zusammenhang der Moderne mit dem Empfinden der Seele.

Mit philosophisch breiter Didaktik läßt er die Perlen seines Wissens aus dem Gehege seiner gut gepflegten Zähne, und die andächtige Gemeinde folgt stumm seinen Worten, stumm seinen müden verschleierten Augen, stumm den matten Bewegungen seiner weißen Hände.

„Meine verehrten Damen! Wenn ich es heute unternehme mit Ihnen eine Wanderung durch diese Räume anzutreten, so geschieht dies in erster Reihe nicht aus dem Grunde und in der Absicht, aus welcher ich in vergangenen Jahren die Räume dieses Kunstsalons mit Ihnen zu besichtigen pflegte, sondern es leitet mich diesmal vornehmlich das Ziel, im Anblick der hier zur Schau gestellten Werke, von Ihnen ausgehend, Ihnen allgemeine und in die Zukunft deutende Gesichtspunkte zu erschließen. Blicken Sie um sich, überall durch die Werke unserer modernen Kunst zieht sich jenes mystische Ringen nach dem Neuen. Mag das Kunstwerk auch noch so wertlos sein, das positive Können in demselben noch so minimal, wenn das, was wir aus der Äußerung jenes mythischen, ästhetischen Agens herauszuempfinden vermögen, wenn das, meine verehrten Damen, nur neu ist. Wenn nur nicht die Einflüsse vergangener künstlerischer Kulturen sichtbar sind. Was bedeutet in der Kunst Studium und positives Können? Was ist es anders, als geistlose rein cerebrale Reflektionstätigkeit! Professorenkram! Ich muß sagen, bei allem nicht abzuleugnenden Talent, ist ja auch Menzels Kunst nichts weiter, als eine in die Zeichnung übersetzte mehr oder weniger wissenschaftliche Tätigkeit. Hinaus mit der Wissenschaft aus der Kunst! Ist ja doch Kunst gerade im Gegensatz zur Wissenschaft lediglich das Elixir unseres ästhetischen Gefühles in ihrem rein deduktiven Charakter. Die Auslösung unserer rein sensitiven und nicht bewußten ästhetischen Spannungen. Meine verehrten Damen! Schon aus

diesem Grunde müssen wir der Malerei unter den bildenden Künsten vom ästhetischen Standpunkt aus, den Rang vor der Bildhauerei und Architektur einräumen, da die beiden letztgenannten Kunstzweige ohne sogenanntes positives Wissen und Können und ohne bewußt berechnete Kenntnis der Effekte garnicht lebensfähig sind. Wie anders dagegen die Malerei! Ohne Berücksichtigung der Formen in vollständiger Abstrahierung von irgendwelcher Bedeutung des Vorwurfes unter ängstlicher Vermeidung sogenannter gedanklicher Inhaltsmomente, in idealer Übereinstimmung mit den Zielen der modernen Literatur als Kunstform, sei die Malerei unserer Zeit nichts anderes als die Auflösung unseres momentanen rein sexual-sinnlichen Empfindens. In der höchsten Ekstase dieser Gefühlsspannungen schließen wir die Augen und empfinden die Symphonie der Schöpfung . . . ."



Der Herr Doktor hält einen Augenblick inne, lüftet den schwarzen blitzenden Cylinder, tupft leise mit seinem feinen, ganz zart duftenden Taschentuch über seinen englischen Schnurrbart, und seine tiefen schwarzen Tenoraugen, „überzogen mit jenem klebrigen Lüster, wie er verliebten Katern eigen ist", wenden sich schwer und müde zu einer schlanken ätherischen Blondine . . .

„In dieser Ekstase, meine verehrten Damen, ergreift der Maler die Palette und mit geschlossenen Augen überläßt er

das Mischen der Farben und das Auftragen derselben auf die vor ihm befindliche Leinewand der rein instinktiven Intuition. So, meine Damen entstehen die uns umgebenden, in ihrer Schönheit fast abstrakt wirkenden und gleichsam nur noch in Harmonien schwingenden Kunstwerke, welche sie hier an dieser, einer neuen, unabhängigen Kunstevolution geweihten Stätte umgeben . . .

Am nächsten Dienstag um fünfeinhalb Uhr werde ich mir erlauben, mit Ihnen in die Einzelbetrachtung unser Kunstwerke mit einem Rückblick auf die genialen Vorkämpfer und Bahnbrecher der Moderne: Monet, Manet, Millet, Whistler einzugehen.

Ich danke Ihnen meine Damen — adieu gnädige Frau — guten Abend gnädiges Fräulein — meine Empfehlung an den Herrn Gemahl, Frau Geheimrat — werde nicht verfehlen, am Sonntag, Ihrer liebenswürdigen Aufforderung nachzukommen, Frau Direktor . . . . gnädiges Fräulein! (also nachher um 8 Uhr bei mir, Puppe!)



* * *

Frau Geheimrat ist hingerissen und klappt das goldene Lorgnon auf.

„Nein, wie entzückend vornehm, dieser neue Sisley!“

Und sie beschließt das große Seestück über dem Bouleschrank im Salon, das ihr Mann vor fünfzehn Jahren in

Düsseldorf erstanden, endgültig in das Fremdenzimmer zu hängen. Herr Geheimrat freut sich zwar immer über die schönen Schiffchen, aber bei ihrem letzten Jour lächelte Herr Privatdozent X so eigentümlich achselzuckend, als sie ihm diese Pièce de résistance ihrer Kunstsammlung zeigte.



Und Frau Putschikoff, die schöne Russin, mit den tiefen, tiefen, dunkeln Teufelsaugen, dem blauschwarzen Schlangenhaar und den weichen Verführerformen lächelt liebenswürdig aus ihrem kostbaren Pelz heraus und disputiert über die Linie in der Kunst, über die sociale Gleichstellung der Menschheit und schwärmt für den Pointillismus als den Anfang und das Ende.

Frau Direktor M. schätzt sich glücklich, daß sie sich voriges Jahr von jenem berühmten Maler hat malen lassen, dessen geistreiche Bilder die letzten Ausstellungen so verblüfft haben, und daß sie aufgefaßt ist, wie es eine moderne Frau verdient, aufgefaßt als Farbenfleck, als Grau in Grau à la Manet und ohne Rücksicht auf sogenannte Familienähnlichkeit, die man ja bei Bieber und auf den übermalten Photographien haben könnte. Frau Direktor M. schätzt sich glücklich, in ihrem Salon künstlerisch empfunden aufgehängt zu sein und erzählt von den interessanten Sitzungen und von der wundervollen Technik ihres Malers.

Die kleine Betty L. aber, die bei Corinth malt, zuckt hohnlächelnd ihr Näschen, als Frau Doktor P. von einem Bilde spricht, das voriges Jahr auf der „Großen" hing, und das ihr Gatte beinahe gekauft hätte.

Die schlanke ätherische Blondine mit dem langen schleppenden schwarzen Gewande verbürgt ihre schmalen weißbehandschuhten Händen nervös in das große Skunksmuff und ihre Arme und ihre Schultern zucken und zittern.

Und ein Hauch von Gottes Gnade küßt den Raum, küßt die Frau Geheimrat und ihren Boulesalon, küßt die schöne Russin auf ihre schwellenden Lippen, um die das bezwingendste Lächeln spielt, küßt Betty, das Malmädchen, und die schlanke ätherische Blondine mit den zuckenden, zitternden Schultern.

* * *

Walter der Maler sitzt zwischen seinen Bildern und Studien in seinem großen Atelier. Sein Kopf ist kurz geschoren und sein Antlitz „clean shaved" — glatt rasiert, wie es die allerneueste Mode verlangt, und ein rundes randloses Augenglas klemmt in seinem rechten Augenwinkel. Zwischen seinen Bildern und Studien, zwischen seinen Antiquitäten

und Perserteppichen, zwischen seinen China-Bronzen und Japan-Holzschnitten sitzt Walter, der Maler, und raucht eine Queen. Und nachlässig klopft er die zarte Asche auf den Kopenhagener Teller.

Walter, der Maler, ist berühmt.

Vor einem Jahrzehnt, als er von München nach Berlin übersiedelte, war Walter noch nicht berühmt, sein Haar war noch wellig und voll, und ein echter tüchtiger Bart schmückte sein jugendfrisches Kinn. Und er rauchte eine Virginia und kaute das Ende derselben, und sein Verbrauch an Oberhemden beschwerte sein Jahresbudget nicht in übermäßiger Weise.

Walters Bilder waren damals sehr gut, so gut, daß er Mühe hatte, nach seinem ersten Erfolg im Glaspalast in München und in der „Großen" in Berlin seine Werke öfters in diesen heiligen Hallen auszustellen, denn die böse Jury vermutete, daß sein Talent vielleicht Dimensionen annehmen könnte, die der biederen Gilde den kümmerlichen Familienunterhalt schmälern könnte.

Dann schüttelte er den Staub von dem lieblosen, biertrinkenden München, packte die vielen Goldrahmen, die vielen Studien, die paar Staffeleien und die Menge unbezahlter Rechnungen und packte seine ganzen großen Hoffnungen und Wünsche dazu.

Berlin! Nach den stillen, trauten Stunden in den rauchigen Caféhäusern der Isarstadt, nach dem ruhigen, gleichmäßigen Treiben der Maximilian- und Ludwigstraße, nach dem herzigen, lustigen, fröhlichen, lieben Dahindämmern in den Kampf, in die laute tosende Schlacht, in den „Betrieb" von Berlin!

Berlin! Walter sitzt am Potsdamer Platz bei Josty und starrt in die schiebende Menge. Kampf um Kampf, Kampf bis aufs Messer. Hindurch durch die Menge, Platz für die Ellenbogen und die Augen auf! Aufgepaßt, dein Nachbar kommt an deinen Platz und erntet deine Mühen.

Talent und Glück! Glück hat nur der Könner! Auch Dumme haben Glück, Dumme, die nichts gelernt haben und nichts können. Aber das Glück bleibt ihnen nicht und lacht sie aus, wenn sie sich in seinem Besitze behaglich ruhen wollen.

Das Glück fordert Kampf, stetigen Kampf, wie eine Frau aufhört dich zu lieben, wenn du nicht immer von neuen um sie buhlst.

Walter hatte Talent und hatte Glück. Glück, daß er seinen alten Freund von der Akademie traf, der die Malerei aufgegeben und dafür die Kunst eingetauscht hatte, die Kunst, Bilder zu kaufen und zu verkaufen.

Und aus dem Kegelklub und den kleinen intimen Kneipabenden, aus den Flirts mit zarten Malersfrauen und üppigen Bankiersgattinnen wuchs das Große: Die Umwälzung und Neubewertung der Berliner Kunst.

Walters Glück schwamm auf der großen Welle der Moderne.

Sie entdeckten seine breite Technik, seinen kraftvollen Farbenvortrag, den Reiz seiner Koloristik, die Einfachheit seiner Komposition. Die Kritik verglich ihn mit Velasquez und Goya, und stritt sich unter einander, ob er zu den größten Hoffnungen berechtigt sei oder nicht.

Und Walters Bilder wurden gekauft. Zuerst zu mäßigen Preisen und dann zu hohen Preisen, und heute summen unmögliche Zahlen durch die Köpfe derjenigen, die neidvoll sich keinen „echten Walter“ anschaffen können.

Ein „echter Walter“! Berlin W muß einen „echten Walter“ haben, Generalkonsul Müllers haben einen und Bankdirektor X hat einen und der Großindustrielle Y hat sogar zwei „echte Walters“, und der Kunsthändler hat ihm noch drei weitere reserviert.

Und die „echten Walters“ hängen an den Seidentapeten der Tiergartenstraße und an den Rupfenwänden des Kurfürstendamms, und der Herr Doktor, der im Kunstsalon die ästhetischen Vorträge hält, erklärt nach den Käsestangen und den Ananasschnitten dem Hausherrn und der intimen Corona mit wohllautender Stimme und einer Henry Clay im Munde, die Reize der Tonskala, den Vorzug des pastosen Auftrages und deutet liebevoll mit dem Zeigefinger auf ein ganz besonders gut gemaltes Stückchen auf der Leinwand.

Der Hausherr aber ist geschmeichelt und ist froh innerlich, daß er sich nicht überkauft hat und nimmt sich vor, morgen den anderen „Walter“ zu erwerben, den ihm der Kunsthändler neulich angeboten.

Walter, der Maler, sitzt zwischen seinen Bildern und Studien und raucht eine Queen. Durch die Stille des Ateliers tickt die alte Standuhr hinten in ihrer Ecke die alten gleichen Takte der Zeit . . . .

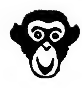
Berlin! Glück und Talent und gute saubere Wäsche, gepflegte Fingernägel und Frauenlächeln!

Dann schlüpft er in seinen Frack und geht zu Kommerzienrats zum „Abendessen", zu Kommerzienrats, die zwei „echte Walters" besitzen. . . . .

* * *

An den grauen Leinenwänden des stillen Kunstsalons hängen zarte vornehme Bilder. Am nächsten Dienstag hält der Herr Doktor wieder seinen Vortrag über die Kunst als Elixir des ästhetischen Empfindens, Walter, der Maler, malt seine talentvollen Bilder, und sein gut sitzender Frack bildet, wie seine Werke an der Wand, die glänzende Dekoration bei den Abenden des Herrn und der Frau Kommerzienrat.





VI. KAPITEL.

Der Zoo.



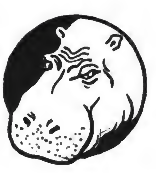


Die Sonne glitzert durch die hohen Bäume. Das Wiesent mit seinem mächtigen trotzigen Bullenkopf steht stumpfsinnig, bombenfest hinter einem doppelten Gehege und „glupscht“ von Zeit zu Zeit mißtrauisch hinüber zu einem Bildhauer, der vor dem Gatter sein Portrait aus Ton knetet.

„Bitte, recht freundlich!“ Das Wiesent rückt und rührt sich nicht — entweder bekommt es für das Modellstehen bezahlt, oder es hat sonst eine besondere Hochachtung vor der Kunst.

Drüben auf der Bank sitzt „Fräulein“ und liest „den“ Roman. Rudi, Lotte und Fritzchen bemühen sich, mit einigen Kieselsteinen die Ruhe des wiederkäuenden Dromedares zu stören, und aus dem Raubtierkäfig hört man das glitschende Schleifen der Tiger- und Löwenpromenaden, das dumpfe Rollen melodischer Rufe und das zischende Keifen gelegentlicher Anrempelungen.

Die Nilpferde plätschern graziös im Wasser. Und der Marabou wechselt ein Bein gegen das andere aus, denkt über die Vergänglichkeit der Regenwürmer nach und verfällt in den Schlaf des Gerechten. Der Herr Kanzleidirektor mit Familie aus Köslin auf der Durchreise nach Schandau erklärt seiner Tochter Emilie eindringlich die Geschichte vom Storch und dem Schornstein und ist fest überzeugt, daß dies der einzige Weg der Erziehung zur Ehe ist.



Rudi, Lotti und Fritzchen haben die vergeblichen Versuche beim Dromedar aufgegeben und arrangieren mit Paulchen Lehmann und Trudchen Müller eine Murmelpartie, bei der Trudchen nicht nur ihre gesamten Murmeln, sondern auch ihre Buttersemmeln und Kirschen verliert.

Lotti und Trudchen lassen die Jungens sitzen und erzählen sich von ihren Erlebnissen in Heringsdorf und St. Moritz.

Vor den Pelikanen bleibt die Baronin aus der Tauenzienstraße einen Augenblick stehen und sagt zu ihrer Begleiterin: „Nein, wie komisch! Und das sollen nun die besten Mütter unter den Tieren sein .... Wenn man so aussieht —!"

Durch die hohen Bäume glitzert die Sonne, von den Zweigen zwitschern die Vögel, verstohlen huscht hurtig eine Ratte über den Kies, von fern klingelt die Großstadt und rauscht. — Eine Oase der Ruhe im Getümmel.



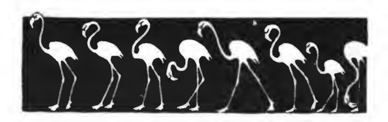
* * *

Sie wissen, daß der Zoo wundervolle prächtige

fremdländische Tiere beherbergt. Sie wissen es von ihren Kindern, die mit „Fräulein" des Vor- und des Nachmittags in das elende Dasein der Affen und Hyänen störend eingreifen, und Rudi und Lotti und Fritzchen plappern zu Hause über die Schimpansendame und erzählen jauchzend von der Milchflasche des jüngsten Känguruhs.

Wenn sie noch Zeit haben, bevor man sich abends treffen soll, oder wenn „Männe" zulange auf sich warten läßt, begrüßen sie die Bären, erstens weil der Käfig so bequem in der Nähe ist, und weil die Jungen so putzig aussehen. Man könnte sie tatsächlich mit den bei Wertheim zu kaufenden nachgemachten Pelzpetzen verwechseln. Sehr interessant ist das Lama. Sie hüten sich aber in seine Nähe zu gehen, denn es spuckt. Es spuckt auf Berlin W., und es scheint gegen die Großstädter und ihre Abendkonzerte eine Idiosynkrasie zu haben, die es durch dieses Spucken ausdrückt.

Die Flamingos sind die anpassungsfähigsten Viecher des Zoos, die mehr als die Affen einen Trieb nach geistiger Bildung zu haben scheinen. Man sieht sie des Abends nach den Klängen des Cakewalks heiter hinter dem Drahtgitter in kühnen Schritten stolzieren, während ein Walzer von Lincke bei ihnen rhythmisches Flügelschlagen und wiegendes Wogen ihrer Hühnerbrüste auslöst. Und altklug schnattern sie ihr Bravo und geben ihre Kritik zum besten, wenn die Musik verstummt. Langsam in feierlichem Schritt einer hinter dem andern, trotten sie heimwärts, ihre schlanken Hälse abenteuerlich windend, erhaben über das Kleinliche des Lebens. Sie,



die weder 50 Pfg. Eintritt zu zahlen brauchen im Zoo — noch abonniert sein müssen.

Und um 11 Uhr, wenn der letzte Takt des letzten Marsches erklungen, seufzt der Löwe, seufzt der Tiger erleichtert auf, die Elephanten wackeln befriedigt, das Lama spuckt kräftig und die Affen gähnen mit vorgehaltener Hand, wie sie es von den wohlerzogenen Kindern aus dem Westen gesehen.

Die Hyänen stieren scheu um die Ecke, die Pfauen kreischen laut in die Lüfte:

„Gott sei Dank, endlich allein! Die Menschen haben den Zoo verlassen, jetzt wird es erst gemütlich!"

* * *

Die Hirsche brüllen ihren Brunstschrei in den lauen Frühling hinaus. Die Panther schmiegen sich aneinander, und das Weibchen schlägt mit seiner Pratze liebestoll dem Männchen in die Augen. Die Affen haschen sich, laut kreischend, die hohen Aeste auf und nieder, und die Giraffe legt zärtlich ihren langen Sommersprossenhals an den ebensolangen Hals des Genossen. Die Enten

quaken auf dem Teich. Die Vögelchen zwitschern ihre Lieder, und Elly und Martha und Käthe wandeln in ihren kurzen weißen Kleidern, den kecken Panama über das krause Haar gestülpt, durch den frischgrünen Lenz und schwenken kokett das Racket.

Vor der Uhr am Postkarten-Pavillon warten sie und kichern in den blauen Himmel. Und sie sprechen von Max, und sie sprechen von Kurt, und sie sprechen von Fritz, und Käthe renommiert mit einem Referendar, und Martha behauptet, daß sie viel mehr wüßte wie Elly, und daß sie ihrer Mama ein Buch weggenommen hätte — pfui — aber sehr interessant.

Die Löwin liegt müde in einem Winkel des Käfigs. Der Löwe geht ernst und würdig auf und nieder und leckt von Zeit zu Zeit mit seiner großen Zunge liebevoll das Fell der Gemahlin. Dann stößt er einen rauhen wilden Ruf in den Frühling hinaus und setzt seine Promenade würdig und ernst fort.

Max und Fritz und Kurt bummeln durch die Alleen. Die weißen Tennishosen unten aufgeschlagen, die englische Mütze nach hinten geschoben und die Cigarette im rechten Mundwinkel. Den deutschen Aufsatz werden sie heute Nacht gebären, und die Horazverse präparieren sie morgen in der Mathematikstunde.



Fritz aber hat bereits in Interlacken beim inter-

nationalen Tennis-Tournier den ersten Preis bekommen, und Kurt ist Meisterschwimmer von Halensee.



Und Elly und Käthe und Martha erglühen und erröten über die Komplimente der „Herren Jungens“, und sie konversieren wie die Alten, und sprechen über die Aussichten für das Leben und über die Liebe und über die Sommerreisen und verabreden neue Zusammenkünfte.

Und Fritz erklärt Käthe, daß er sie furchtbar gern habe, daß er aber keine Gedichte mache, denn das wäre altmodisch, und vertröstet sie auf die Zeit, wo er Student wäre und seine eigene Bude hätte.

Durch den lauen frischgrünen Lenz brüllen die Tiere. . . . .

* * *

In die tiefblaue Nacht leuchten die weißen Bogenlampen. Aus den Rundbauten der Musikpavillons strömt lichtfunkelnder Farbenrausch. Ein Summen und ein Knistern, ein Raunen und ein Lachen, ein Wiegen und Wallen.



Sie wallen von einer Kapelle zur andern. Sie wallen wie auf einem Kalvarienberge, nur daß sie keine frommen Lieder singen und die Kapellen keine Heiligen enthalten — sondern biedere deutsche Musiksoldaten. Zwischen den Tischen rechts und links, an denen Mama und Papa, Onkel Max und Tante Helene sitzen, vielleicht auch Herr Meyer — Herr Meyer, der das Engrosgeschäft in Jupons hat — zwischen den Tischen wandeln sie auf und nieder; die jungen Mädchen mit den Mullblusen und den durchbrochenen Spitzenentredeux (Oh wundervolle Erfindung genialer Schneiderkünstler!). Diese Spitzenentredeux und diese geheimnisvoll durchleuchtenden rosa und lila und blauen Bändchen, die zarten Batist binden, zarten Batist unter der weichen Mullbluse . . . .

Die jungen Mädchen mit den umgestülpten koketten Modehüten, mit den blitzenden Augen der zukunftsfrohen Jugend und dem leichten mokanten Zug um den Mund . . . .

Und die jungen Herren mit den furchtbar grellen Krawatten, den noch immer zu hohen Stehumlegekragen

und der Mode von Gestern, die Zuspätkömmlinge des „Dernier cri“ . . . .

Die Herren Rechtsanwälte und Doktores med. mit der Aussicht auf die große Praxis, dem akademischen Schneid und der Vorliebe für Kempinsky und bessere Sachen . . . .

Ein paar Offiziere, wirkliche, richtige Offiziere dazwischen und ein paar wirkliche, richtige Kavaliere — ein leichtes Augenzwinkern hinüber und herüber . . . .

„Was die Frau X aus der Bayreuther wieder für ein neues Taffettkleid hat bei der flauen Börse! —“ „Was Hedi gestern wieder solange mit dem kleinen Z. zu kichern hatte. — Was Milli sich überhaupt einbildet, soviel wie sie bekommt Lizi noch immer mit — —“

Die Läster-Allee, ein Weg zur Hölle, der mit guten Mitgiften gepflastert ist!

„Na siehste, jetzt geht sie schon das zwanzigste Mal vorüber, die muß ja Beine wie Eisen haben, daß sie nicht müde wird!“

Die Arme — heute geht sie zum zwanzigsten Male zwischen den zwei Kapellen auf und nieder, heute wie gestern, gestern wie vorgestern, dieses Jahr wie voriges Jahr, voriges Jahr wie die Jahre vorher seit zehn vollen langen Jahren — und nur im Juli unterbricht ihre Wallfahrt eine Strandpromenade am Meere oder ein Gekraxel in den Bergen.

Arme Schönheit! Du gehst umsonst den Weg der Freude zwischen den Biertischen des Zoo — Deine Schönheit vergeht, und dein Vater hat versäumt, dich zur richtigen Zeit in eine Mitgiftversicherung einzukaufen .

In die tiefdunkle blaue Nacht leuchten die weißen Bogenlampen.

Die Musiksoldaten spielen ein grausames, trommelndes Schlachtenstück, die weißen Flamingos stolzieren würdevoll hinter dem Drahtgitter, und der Ameisenbär paddelt in seinem Käfig auf und nieder. Auf und nieder, wie auf der Läster-Allee die jungen Mädchen in den Mullblusen, die jungen Herren in den steifen Hemdkragen, die Offiziere und Rechtsanwälte und Kavaliere und wie der Herr Fabrikdirektor und seine Frau Gemahlin, der zur Verdauung mit seiner Upmann im Mund „ooch mal sich mang die Läster-Allee durchschupsen lassen will" — —

* * *

Auf den Hungerbänken saßen sie und weinten .... Ueber die Dienstboten, über das teure Gemüse, über den Fahrstuhl, der immer in Unordnung ist, über die Gänse, über die neuen und alten Hüte, über ihre Krankheiten, über die teuern Badereisen, über die Schneiderin, über ihre Männer und über ihre Freundinnen. Und sie sitzen seit vier Uhr nachmittags und freuen sich, daß sie eine Aktie haben, die zu nichts verpflichtet, nicht einmal zu einem Glas Bier nebenan an den rotgedeckten Tischen.

Und sie sitzen und warten und hungern, bis daß „Männe" kommt um halb neun Uhr oder Käthe, die die Stullen bringt für die Waldschänke.

Und vor ihnen wandeln scheelsüchtige Neidlinge, einen Platz erspähend auf den hungernden Bänken.

Siehe, jetzt springt sie auf, die liebende Gattin, ihm entgegen, der, den Sommerpaletot über dem Arm, rundbäuchig daher trottet.

Auf den Hungerbänken sitzen sie und freuen sich, daß sie ihre Aktie abnützen können voll und ganz. Und nichts entgeht ihren Falkenaugen und kein Gespräch der Nachbarn fällt auf unfruchtbaren Boden.

Auf den Hungerbänken sitzen sie; sie säeten nicht, sie ernteten nicht, aber die Aktie zum Zoo ist seit den Großeltern in ihrer Familie . . . .

* * *

In der Waldschänke, unter hohen schattigen Rüstern, an den ungedeckten Tischen feiern das kalte Abendbrot und die mitgebrachten Stullen ihre Orgien.

Mitgebrachte Stullen! Seit fünf Uhr nachmittags zusammengepackte Käsestullen und Wurststullen, die eine zarte Hand, am Bindfaden balancierend, durch den Zoo geschleppt!

An den ungedeckten Tischen der Waldschänke sitzen die kalten Abendbröde und feiern Orgien. Und eine „Weiße“ mit Himbeer läßt die Eierbrödchen, die Käse- und Schinkenstullen hinunter glitschen, und Papa genehmigt ein Münchener extra.

Ein Fest aber ist es, wenn Emil der älteste Sohn, Lehrling in der kleinen Kurstraße, ein paar Hefter'sche herüberholt und der übriggebliebene Mostrich zur Würze des Gesamtmahles verwendet wird.

An den weißgedeckten Tischen aber verzehrt die bessere misera plebs warmen Goulach und Kassler,

schnell und hastig. Und schleunigst eilen sie weg von der stillen lieben Waldschänke, die dem hungrigen Wanderer nur eine kurze angenehme Rast bedeutet im Zoo.

Getrennt essen und vereint marschieren! So ist das Losungswort.

Oben auf der Terrasse Tisch an Tisch; Kellner-Fräcke und silberne Schüsseln, Roastbeef garniert und Schlei in Dill.

In der stillen Klause der Waldschänke flüstern und rauschen die Gipfel der Bäume, glucksen die Entlein auf dem Teich und schmatzen die Menschen ihre Butterstullen — auf den Terrassen jauchzt die Musik, summt der Schwarm der lärmenden Menge und bedienen die Kellner mit hoheitsvollem Wartenlassen.

Doch wenn in einer wonnigen warmen Juninacht die Trompeten klingen, wenn aus der dampfenden Schüssel ein Krebs nach dem anderen zum mühevollen Zerknacken hervorgeholt wird, wenn aus der funkelnden Karaffe goldperlende Erdbeerbowle in die Gläser fließt und schöne tiefe Frauenaugen durch die Nacht in das glitzernde Licht der Lampen blitzen — wenn — wenn die Konjunktur gerade gut ist oder man über seine Verhältnisse lebt, dann sitzt man oben auf der Terrasse — nobel und kostet es aus, das Glück, „vollwertig" geschätzt zu werden von dem bedienenden Oberkellner.

Erdbeerbowle, Krebse und blitzende Frauenaugen, eine gute Konjunktur und eine wonnige warme Sommernacht auf der Terrasse im Zoo!

* * *

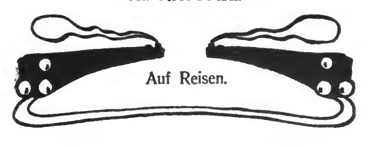
Bei Bols auf dem roten Holztisch ein „White Curaçao". In der tiefen schwarzen Nacht draußen auf dem Wasser spiegeln sich tausende von Farbenklecksen in krausen, lustigen Zirkeln. Herüber tönt Walzerklang, zwischen den Bäumen drüben, zwischen dem Flammenmeer der Lichter und Lampen ein wogendes Auf und Nieder der Menge, ein Kaleidoskop von blauschwarzer Nacht zum grellgelben Reflex der Freude. Er sitzt an der Balustrade, trinkt seinen „Curaçao" und studiert die Karte mit den komischen Schnapsmischungen.

Und er läßt die Menge hübsch manierlich an sich vorüberziehen und freut sich, daß er in der Läster-Allee nicht zu ersticken braucht, und daß er oben auf der Terrasse auf den Schlei in Dill nicht dreiviertel Stunde warten muß, und daß er sein „Kaßler" in der Waldschänke hinter sich hat.

Von drüben tönt die Musik, durch die Nacht tanzen die Lichter der Lampen, auf dem Wasser kringeln sich die spiegelnden Flammen, und ein Paar Enten watscheln dummdreist, wie Tanten aus der Provinz, die alles besser wissen am Drahtgitter, vorüber . . . .



VII. KAPITEL.



Auf Reisen.

Als Milly noch ein süßes, kleines Kind war, ein süßes, kleines Püppchen mit großen, neugierigen, dunklen Augen, mit blonden Locken und kurzen Wadenstrümpfchen, und als Max noch ein kleiner, dummer Junge war, dessen „Kindermund“ die unglaublichsten Weltanschauungen zu Tage förderte, schaufelten sie beide mit der kleinen Trude N. aus der Viktoriastraße, mit Willy P. aus dem Werderschen Gymnasium und mit Paul und Gretchen E. aus Charlottenburg in dem weißen Sande von Kolberg. Und Papa kam gegen Ende der Ferien, holte sie ab, und die Ueberfracht an großen, bunten Steinen, die sie am Strande gesammelt hatten, wurde unterwegs aus dem Coupéfenster geworfen.

Milly ist selbst Mama, und ihr Töchterchen ist ein ebenso süßes, kleines Püppchen, wie sie es war, ein ebenso süßes, kleines Püppchen, mit ebenso großen süßen neugierigen Augen, ebenso blonden Locken und ebenso kurzen Wadenstrümpfen. Und der Junge entsetzt mit demselben „Kindermund“, wie sein Onkel oder sein Herr Vater, die weitere und nähere Umgebung; nur fußt seine Weltanschauung auf einer moderneren Basis —

Aber Millys Töchterchen heißt nicht Gretchen oder Elschen oder Lenchen, sondern sie heißt Liese-Lotte, und der hoffnungsvolle Sprössling und Stammhalter hört auf die wohllautenden Vornahmen Günther Gerhard.

* * *

Milly lebt Gott sei Dank in guten Verhältnissen. Was man so „gute Verhältnisse“ in Berlin nennt. Sehr große Sprünge kann man nicht machen mit den vierzig bis fünfzig Mille Einkommen und den vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen.

Millys Leidenschaft ist Reisen. Milly reist zu jeder Jahreszeit. Milly reist mit dem D-Zug, mit dem Luxuszug, mit der Hamburg-Amerika Linie, mit den Cariols über die Schneefelder Norwegens und mit dem Auto über die staubigen Chausseen Deutschlands und der Riviera.

Millys Mann, der Justizrat, kann sich das Reisen erlauben. Der Justizrat hat zwei Associés, ein großes Bureau und einen Schwiegervater, dessen berühmte Transaktionen soviel Vertragsabschlüsse und Prozesse mit sich bringen, daß der schwiegersönliche Syndikus vertrauensvoll in die Zukunft und in die Gegenwart blicken kann.

Der Herr Justizrat und Milly reisen. Sie reisen im Sommer nach dem Norden und im Winter nach dem Süden. und in den Schulferien reist Milly allein mit Liese-Lotte, Günther Gerhard, mit „Fräulein“, mit Anna, dem Hausmädchen, und Luise, der Köchin, nach Heringsdorf.

* * *

Heringsdorf, die Perle der Ostsee: Anfang Juli ist Ferienanfang, und die Flucht beginnt. Berlin W.



flieht, flieht aus den Dünsten der Großstadt, aus den heißen Zimmern der Mietshäuser, aus den bequemen Betten der Häuslichkeit, hinaus an die Ostsee, hinein in die große Badewanne von Berlin.

Milly hat bereits vorher eine Wohnung in Heringsdorf gemietet, am Eichweg, wo es ruhig ist, wo der Wald in der Nähe ist und die Preise trotzdem nicht billiger sind.

Nach der etwas anstrengenden Reise mit der Eisenbahn — Milly, Fräulein und die Kinder in der II., Anna und Luise in der III. — werden die Koffer ausgepackt, Günther Gerhard und Liese-Lotte schreien nach ihren Schippen, und Luise, die Köchin, untersucht das Terrain ihrer zukünftigen vierwöchentlichen Tätigkeit. „Fräulein" aber nimmt ihre Schützlinge an die Hand und geht mit ihnen am Strande spazieren. Spazieren, wie sie in Berlin mit ihnen im Tiergarten oder im Zoo spazieren geht, sittsam, fein, von Zeit zu Zeit sanft ermahnend: „Aber Günther Gerhard!! Immer hübsch vorsichtig! Liese-Lotte!" Und schüchtern noch vorläufig wirft Fräulein dann und wann einen Blick auf die Vorübergehenden — es könnte vielleicht doch möglich sein, daß der

junge Herr N. aus der Kantstrasse auch in Heringsdorf wäre.

* * *

Zwischen den Strandkörben und Buden wimmeln die weißen Leinenkleider der Damen, wimmeln die weißen Flanelle der Herren, und die Wogen der Ostsee begleiten im gleichmäßigen Takt die Flirte der Leidenschaften, die Gespräche der Kurszettel und die Leichenreden der Skatspieler.

Milly hat Frau L. aus der Ansbacherstraße getroffen und Meyers vom Kurfürstendamm und Rechtsanwalt I.'s und Dr. W.'s. Mily hat ihren Kreis. Vormittags nach dem Bade liegt und sitzt der Kreis am Strande.

Neben Milly's Zelt steht das Zelt einer Familie aus Budapest. Milly's Zelt ist der Treffpunkt des „Kreises". Milly's Nachbarschaft aus Budapest ist „reizend", und Herr Lajos und Frau — „Gutsbäsitzer" — werden nicht verfehlen auf der Durchreise die Herrschaften in Berlin zu „belästigen". Und Milly freut sich bereits darauf wieder einmal im Bristol anständig zu essen.

* * *

„Und was für ein Publikum hier ist, unglaublich!"

„Und daß die kleine N. immer noch nicht verheiratet ist" —

„Und ob die Dame da drüben mit dem roten Sonnenschirm — Sie wissen doch, gestern hatte sie ein

helllila Taffetkleid an — — überhaupt der Luxus, den die treibt — das muß „Bühne“ sein!“

„Und daß der Rechtsanwalt H. sich vorgestern verlobt hat — natürlich mit der großen schwarzen Dame, die immer mit ihrer Mutter bei Lindemann ißt“ — —

„Und mein Mann schreibt, daß in Berlin eine furchtbare Hitze wäre“ —

„Und gestern war das Essen bei Treptow wieder ausgezeichnet“ —

„Und ich kann in der Tat nicht begreifen, wie die Leute so auf Heringsdorf schimpfen können; geneppt wird man wo anders auch!“

„Und woher der dicke C. wieder das Geld hat, mit drei Personen und Mädchen ins Bad zu reisen!“

„Und mir kommt schon das Essen hier zum Halse heraus“ —

„Und ich bezahle nur 70 Mark die Woche für mein Zimmer“ —

„Und gehen sie heute Nachmittag mit nach Bansin?“

* * *

Sonnabends aber gegen Abend steht Milly auf dem Bahnsteig des Bahnhofs. Milly und Frau M. und Frau A. und Frau C. und Frau L. Und sie schauen in die Ferne, die Schienen entlang, bis die schwarze Riesenschlange mit den zwei Lokomotiven heransaust: Die Männer!

Herr M. und Herr A. kommen und die anderen Besitzer der besseren Hälften, die sie der Ostsee zur

Konservierung übergeben haben, während daheim Naphtalinplatten die Polsterbezüge und Teppiche und sie selbst vor Schaden bewahren sollen, sie, die eingemotteten Ehemänner.

Und die Freude ist groß im Lande der Heringe, und das Café unten im Kurhaus ist voll des Abends, denn Männe muß Auskunft geben, ob er Bekannte getroffen, ob Luise, das Hausmädchen, auch alles in Ordnung halte, und wo er die Abende zugebracht, ob er auch nicht vergessen hätte, zu Onkel Julius zu gehen und ob er auch treu gewesen wäre. Treu! Ein Strohwitwer!

Und Männe gibt die zärtlichsten Beweise seiner Treue, läßt ein paar blaue Lappen zurück und kehrt befriedigt, äußerst befriedigt von seiner Frau, ihrem blühenden Aussehen, ihrem reizenden Bekanntenkreis, befriedigt von der Gesundheit seiner Kinder, zurück nach Berlin in den Moloch der Hitze, der Arbeit und des lustigen Strohwitwerlebens.

* * *

Auf der Landungsbrücke leuchten die elektrischen Lampen in die tiefe, blaue, schwüle Julinacht. Auf den zitternden Wellen des Meeres zittern die weißen Reflexe. Durch die Lüfte weht die milde Kühle der heißen Tage. Der Lärm der Sonne weicht dem Schweigen des Dunkels. Vom Kurhaus her tönen leise Rhythmen wiegender Walzer.

In den Strandkörben und in den Zelten raunt es und raschelt es von zarten Seufzern, von schneller, rasch gepflückter Liebe, die Sehnsucht blickt zu den Sternen und das „Fräulein“ schmiegt sich an den Herrn aus der Kantstraße in Charlottenburg.

Frau Milly knüpft schweigend ihren Raglan zu und sieht schweigend hinaus auf das Meer, hinaus in das „Wunderbare“. Und Herr Doktor A. drückt schweigend ihre kleine, süße Hand, die die Sonne so entzückend braun gebrannt.

Und im Winter wird er in ihrem Hause verkehren . . . .

* * *

Milly und ihr Mann, der Justizrat, reisen. Sie reisen im Sommer nach dem Norden und im Winter nach dem Süden. Sie besitzen neuerdings ein Automobil — 30 P.S.-Mercedes, Phaeton mit amerikanischem Verdeck, Continentalbereifung und Picknikkorb für eine Panne im Walde — und machen Touren durch Deutschlands Auen, Dörfer, Kleinstädte und Großstädte und sind entzückt, wenn ein unfreiwilliger Aufenthalt oder eine Magenverstimmung ihres Herrn Chauffeurs sie zwingt, in einem ganz kleinen Gasthof auf der Strecke zu bleiben. Nur darf diese Unterbrechung nicht zu häufig stattfinden, denn Bequemlichkeiten, wie englische Betten, warmes Wasser, elektrisches Licht, anständige Hors d'oeuvres und Water Closet kann man auf die Dauer nicht entbehren. Milly und ihr Mann sind entzückt

über die intimen Reize des Deutschen Reiches. Sie treten in Beziehungen zur Bevölkerung und lernen die verschiedentlichen Strafverfügungen und Hunde, Gänse und Schweine der einzelnen Gemeinden kennen. Milly und ihr Mann besitzen ein Automobil und vertrauen ihrem Chauffeur. Milly spricht von Pneumatiks, zweiter und dritter Geschwindigkeit, 70 Kilometertempo, erzählt, daß sie den Semmering mit der „dritten" genommen, daß sie neulich einen Schlauchdefekt und neulich einen Cylinderbruch gehabt haben, behauptet, daß die Mercedeswagen einen wunderbaren Gang hätten und spricht von Auspuff, von Vergaser, von Vakuum-Oel und von Benzin.

Milly und ihr Mann haben unbedingtes Vertrauen zu ihrem Chauffeur und können eine Pleuelstange nicht von einer Litfassäule unterscheiden.

Sie reisen mit dem Automobil, fühlen sich geehrt durch die tiefen Bücklinge der Hotel-Portiers, durch die „Fürstenzimmer", die sie in den ersten Hotels der kleinen Städte bewohnen und durch die Rechnungen, die sie in den großen Städten für Benzin, Garage und Chauffeurbewirtung zu bezahlen haben.

Milly trägt ein entzückendes Autodress, und der Justizrat rechnet mit schlauem Lächeln aus, daß es viel billiger wäre mit dem Automobil zu reisen, da man die Billets für die Eisenbahn spare, was bei vier Personen ein großer Vorteil wäre. Und der Virtuos Herr X. und der Doktor A., die bei ihnen verkehren und die Justizrats zur Gesellschaft mitgenommen haben, und weil noch zwei Plätze frei sind im Auto, freuen sich,

daß sie die Eisenbahnfahrkarten nicht zu zahlen haben und genießen gratis die schöne Natur, die schöne Frau Milly und den schönen Staub.

Milly schwärmt für Natur und herrliche Gegenden und wundert sich, daß sie früher nie daran gedacht hatte dafür zu schwärmen, und der Justizrat bereichert seine topo- und geographischen Kenntnisse durch eifriges Studium der Spezialkarten.

Ihre Freunde aber in Berlin bekommen eine große Hochachtung vor Milly und ihrem Manne, die ihnen bei der Rückkehr von den unmöglichsten Dingen erzählen, die man im Eisenbahnkoupé niemals erleben könne.

* * *

Aber Justizrats sind auch kühne Seefahrer. Sie fahren im Frühling mit der Hamburg-Amerika Linie von Hamburg nach Genua, nach Algier, nach Aegypten, nach Jerusalem und Konstantinopel und Milly sieht den Bauchtanz in Tanger und kauft Rosenöl in den Soûks von Tunis und besichtigt einen Harem in Konstantinopel; und im Pera-Palace Hotel oder in Kairo, in Luxor und an den Ruinen von Baalbeck zieht Herr Justizrat abends zum Diner den Smoking an und Milly macht große Toilette. Denn es ist nicht nötig, daß die Amerikaner, Engländer, die Franzosen und die Levantinischen Hochstapler sofort merken, daß sie Deutsche sind, denen die seidenen Troddeln aus dem wollenen Touristenhemd hängen. Millys Bildung nimmt riesenhafte Dimensionen an und nährt sich von den Aus-

grabungen in Ephesus und Olympia, und der Justizrat frischt seine humanistischen Kenntnisse auf und recitiert Homerverse auf der Akropolis. Stangen aber und Cook machen das Programm und entbinden sie von allen den kleinen Scherereien, von Zollrevisionen und selbsttätigem Denken. Die Verpflegung ist gut, vorzüglich und reichlich, und die Crevettes sind in Tunis fast so groß wie Langusten,



und in Stambul essen sie richtiges Hammelfleisch mit Reis in einem alttürkischen Restaurant, das speziell für die Fremden von Stangen gemietet ist.

Milly schreibt eine Unmenge Ansichtskarten mit schwarzen Beduinenköpfen, halbnackten verschleierten Araberinnen, mit Palmenhainen, zwischen denen die weißen Mauern ihres Hotels leuchten — an einer Stelle ein Zeichen mit dem Bleistift: „Hier wohnen wir, himmlisch!" — Ansichtskarten m:t Photos von orientalischen Städteprofilen und von phantastischen Panoramen. Und die Empfänger sammeln die ausländischen Marken und Herr Justizrat kauft ganze „Sätze" für die Sammlung seines Jungen.

Auf dem Schiffe aber ist es reizend, lauter „nette", Leute aus allen Gauen Deutschlands, und der Herr Oberbürgermeister aus Kottbus hält beim Abschied eine

rührende Rede auf den Kapitän und auf die Einigkeit Deutschlands. Der Justizrat aber schwärmt noch lange von den guten Menus und erzählt zu Hause von den reichen Desserts und von den wundervollen Beefsteaks. In Kairo machen Justizrats die Bekanntschaft eines wirklichen Grafen, dessen Visitenkarte zu Hause den alten italienischen Majolikateller im Salon dekoriert.

* * *

Milly und ihr Mann kennen Italien und die Schweiz und bringen manchmal drei Wochen in Engelberg oder in Flims zu, wo man die Natur, die Eisgletscher und die reichsten Amerikaner aus allererster Hand hat. Sie machen Touren am Tage mit Nägelschuhen, Steigeisen oder mit der Drahtseilbahn und schaukeln sich abends nach dem „Diner" im Rocking Chair und im Evening dress.

Milly behauptet, daß Franzensbad ohne Nachkur in St. Moritz oder Ostende keine Wirkung hat und trägt im Winter die Créations der Halbweltdamen, die sie in den Stätten der Luxuserholung neidvoll beobachtet.

Milly und ihr Mann kennen natürlich seit Jahren Monte Carlo, Nizza und die übrige Riviera, gehen aber jetzt seltener nach diesem Paradies der Liebe und des Spiels, da ihnen dort zu viele Berliner sind.

Milly und ihr Mann bekommen alle Avise aller Reisebureaux zugeschickt und beschäftigen sich jedes Jahr mit der Ausarbeitung einer neuen Tour und entdecken jedes Jahr irgend ein Land, wohin „man" noch fahren kann, ohne den billigen Extrazüglern zu begegnen.

Und der Justizrat freut sich und fühlt sich furchtbar geschmeichelt, wenn er einem seiner Bekannten an der Hand seiner reichen Erfahrungen eine genaue Tour zusammenstellen kann, nach Aegypten, nach Lappland, nach Spanien oder nach den oberitalienischen Seeen. Eine Tour mit allen erstklassigen Hotels, mit allen Sehenswürdigkeitten und mit den gesammelten Ratschlägen.

Milly und ihr Mann reisen, weil sie das Geld dazu haben und Reisen bildet, leichter bildet als trockenes Bücherstudieren. Und weil man dann bei den Gesellschaften so nett davon sprechen kann, von dem Leben in Biskra an der Grenze der Sahara und von den entsetzlichen Mücken in Narvik am Ofotenfjord, der letzten Station des Lappland-Express.

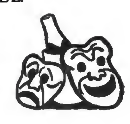
Milly und ihr Mann reisen. Sie reisen im Sommer nach dem Norden und im Winter nach dem Süden —



VIII. KAPITEL.



Wenn sie abends ausgehen.



„Waren Sie schon bei Reinhardt?"

Auf der Börse zwischen den Kursschwankungen, zwischen den kleinen Uzereien und den großen Transaktionen, schreien sie sich gegenseitig an:

„Waren Sie schon bei Reinhardt?"

Im Anwaltszimmer der Landgerichte und auf den Gängen zwischen den herumstehenden Zeugen, mit flüchtigem Gruß, mit einem Nicken des Kopfes oder mit schnellem Händedruck fragen sie:

„Waren Sie schon bei Reinhardt?"

Der Arzt, der zur Konsultation bei schwerem Fall den Kollegen trifft, wenn er kopfschüttelnd die Diagnose gestellt:

„Waren Sie schon bei Reinhardt, Herr Kollege?„

Und im Konfektionsgeschäft Fräulein Annie Raschke, Gelbstern, und Herr Meyer, Commis, und Max, der Lehrling, die Beamten hinter den Gittern der Banken, die Verkäuferinnen hinter den Ladentischen der Warenhäuser, fragen sich:

„Waren Sie schon bei Reinhardt?"

Abends auch an den Tischen der Bevorzugten bei den Soiréen, bei den Diners und Soupers, bei den öffentlichen Bällen und kleinen Privatgesellschaften, bei den Vereinssitzungen und Comitéberatungen:

„Waren Sie schon bei Reinhard?"

Und durch die Massen zieht es:

„Reinhardt, Reinhardt, der große Erfolg der Saison —"

* * *

Bei Wertheim hat die Gattin am Montag die Billets gekauft.

„Ach, bitte, Fräulein, recht gute Plätze. Haben Sie noch dritte Reihe? Ja? Ach wie nett!“

Sie haben sich mit Hugos verabredet, und der kleine Doktor Z., der Junggeselle ist und von Zeit zu Zeit telephonisch Familienanschluß sucht, wird auch mitkommen.

Der Gatte, die Gattin, Hugos und der kleine Doktor Z. sitzen im Parquet und winken ihren Bekannten in den anderen Reihen und in den Logen.

Auf der Bühne ist noch die erste Besetzung, und das Haus ist ausverkauft. Kein Wunder nach den großartigen Kritiken.

Die Dame Literatur hat große Schritte genommen in den letzten Jahrzehnten. Große Schritte mit Siebenmeilenstiefeln. Von den Klassikern hinab zu den schönen fünfaktigen Sardoutragödien und hinauf zu Ibsen und Hauptmann und zu den Symbolisten.

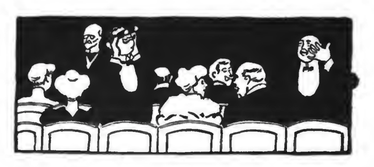
Und Berlin W. mußte mitlaufen. Mitlaufen trotz aller Gegenwehr, denn Dame Literatur gab keine Gnade und kein Ruhen.

Sie sträubten sich und schrien und wetterten, und Dame Literatur lächelte höhnisch und grinste mit ihrem Medusenhaupt.

Und sie wollten nicht hinein in ihre Tempel, wo die gräulichen Alltagsgeschichten gespielt wurden, diese Alltagsgeschichten, die man zu Hause auch erleben könnte, und sie vermißten den höheren Schwung. Denn wenn man den ganzen Tag gearbeitet und geschuftet hat, und wenn man froh ist, seine Hausdiener und und seine Reinmachefrauen nicht mehr zu sehen, und wenn man seine Sorgen hübsch im Geldschrank und im Schreibpult eingeschlossen hat, will man des Lebens ungemischte Freude genießen, und im Theater von dem Elend des Daseins verschont bleiben. Aber Dame Literatur hatte kein Mitleid mit den armen, müde gearbeiteten Menschlein, die des Abends drei Stunden lang im Smoking und Seidenkleid gemächlich auf rotem Polstersesel sich ideal begeistern wollten und sich süße Hoffnungen vorzaubern lassen möchten, süße Hoffnungen, so süß wie die gemalten neun Musen auf dem bunten Leinenvorhang vor der Bühne.

Doch allmählich gewöhnten sie sich an die herbe Kost und gingen dann alle hin, das „Neue" zu sehen, was ihnen aus den Krankenstuben Schlesiens und aus den Hinterhäusern der Großstädte erzählt wurde.

Und als Dame Literatur mit ihren Siebenmeilenstiefeln weiter wanderte in das Land der Mystik und der blutlosen Träume, waren sie schon so daran gewöhnt, abends mit angehaltenem Atem und verwunderten Augen der Vorstellung zu folgen, daß sich sogar schon viele einbildeten, sie verständen den tiefen Sinn und die Absicht des Dichters. Das wurden die „begeisterten Anhänger."



Aber es gab solche, die trotz alledem nicht „mitwollten.“ Sie wollten nicht mit, weil sie wirklich nichts davon verstanden, was ihnen die Dame Literatur zur Nahrung auftischte. Weil sie über Schiller und Blumenthal nicht herauskamen, und weil sie sich wirklich amüsieren wollten, wenn sie das Theater besuchten.

Und sie gingen auch hin und sahen die neuen Moden der Dame Literatur, und sie schimpften und schüttelten den Kopf und sagten: „Nie wieder!“ aber mußten trotzdem dabei gewesen sein, denn man konnte doch nicht ungebildet erscheinen.

„Waren Sie schon bei Reinhardt?“

Und sie konnten wenigstens aus Ueberzeugung und nach eigener Anschauung mit Achselzucken antworten, daß sie nichts daran finden und daß sie nicht verstehen, wie man sich so etwas ansehen könnte.

* * *

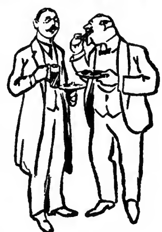
Der Gatte, die Gattin, Hugos, und der kleine Doktor Z. sitzen im Parquett und winken ihren Bekannten in den anderen Reihen und in den Logen.

In den Pausen fluten sie durch die Foyers, essen Schinkenstullen und trinken kleine Schnitte Bier. Und kauend begrüßt Herr M. Herrn S., und kauend drückt Frau X. der Frau L. ihre Freude aus, sie nach so langer Zeit einmal wieder zu treffen: „Wie wohl Sie aussehn!“

Kauend diskutiert Herr Rechtsanwalt Y. mit seinem Kollegen vom Landgericht III über Schildkraut, und kauend und schlürfend erklärt Professor O. die Ziele der Moderne und die mystische Linie von Maeterlinck zu Hoffmannsthal und Wedekind.

Herr C. von der Börse — kleiner Makler — erzählt den neuesten Witz über den russischen Zaren, und Fräulein Molly schämt sich ein bischen, daß sie mit ihrem Zukünftigen solch ein Stück zusammen sehen muß.

Herr D., dessen außereheliche Bocksprünge stadtbekannt sind, und dessen Moral morgens um fünf Uhr im Lindenkasino zur Besinnung kommt, entrüstet sich über die nach seiner Meinung lascive Art der Auffassung der Ehe und seine Frau Gemahlin beneidet die Heldin um ihre Willensstärke.



Sie fluten durch die Foyers, freuen sich, daß sie dabei sein können, wenn Dame Literatur ihnen

etwas zu verdauen gibt, sind glücklich, wenn sie einen guten Parquetsitz haben und kauen Schinkenstullen in der Pause, weil der Körper nicht hungern darf, wenn der Geist futtert.

* * *

Hugos und der kleine Doktor Z. haben bereits sämtliche Weinlokale der inneren Stadt zur Debatte gestellt.

Der Kampf um die Garderobe hat ihnen Zeit gelassen Revue zu passieren über alle besseren Restaurants.

Und Doktor Z. „stellt anheim."

Er stellt anheim zu Borchardt zu gehen — da ist es zu still, sagt die Gattin — oder ins Monopol — oder ins Centralhotel — da ist es zu laut, sagt Frau Hugo — oder in den Reichshof — da ist Zigeunermusik und nach einem so tragischen Stück könnte man keine Gassenhauer vertragen, sagt Hugo, der sich etwas auf sein musikalisches Verständnis einbildet — oder vielleicht zu Kannenberg oder zu Trarbach — oder zur Traube oder zu Kempinsky — —

Herr Doktor Z. stellt anheim.

Und er stellt solange anheim, bis nichts anderes übrig bleibt, als Kempinsky, das Heil und der Segen derer, die da Nahrung suchen für 80 Pfennig die halbe Portion und für 1.80 Mark die Austern.

* * *

Die goldene Treppe hinauf durch die holzgetäfelten Prunksäle über die Krystalllüster der elektrischen Lampen, über die weißgedeckten Tische und über die mäntelhehängten Kleiderständer zieht der Duft von Ragout fin und Rinderbrust mit Meerettigsauce.

Durch die Räume riecht es nach Sattheit, nach Völlerei und nach Genuß, und über dem Ganzen schwebt der Geist der Zufriedenheit, der Geist der halben Portion und der Möglichkeit auch den Minderbemittelten an die Krippe der Freude heranzulassen.

Und der kleine Doktor Z., der seit Jahren mittags seinen Junggesellenmagen in dem goldenen Eßtempel der Leipzigerstraße füllt, versucht mit allen Mitteln der Protektion einen Platz zu ergattern.

Einen Platz bei Kempinsky!

Durch die Stuhlreihen, durch die Tische, an den Kellnern vorbei stößt sich die suchende hungrige Menge. Ein Platz?

Unten und oben im zweiten und dritten Stock, auf den Gallerien: Alles besetzt.

Ueberall essende, schmatzende, trinkende, austernschlürfende Menschen.

Ein Eß- und Trinktempel! ein Warenhaus der Küche!

Und das billige Vorgericht mit den vielen kleinen Schalen und den vielen verschiedenen Salaten, die alle nach der einen Sauce schmecken und sich nur durch die Farbe unterscheiden und die billige Portion Caviar (Beluga graukörnig), die allein schon wo anders 3 Mark kostet, locken und locken die hungernden Epikuräer.

Ein paar satte Provinzler überlassen die Reste Roquefort und die Neigen ihres Burgeff grün dem spähenden kleinen Doktor Z. und endlich nach langem Warten sitzen sie.

Literatur macht den Magen knurren, und die Zwischenpausenstulle ist längst verdaut.

„Na, weil wir so nett beisammen sind, wollen wir mal 'ne anständige Pulle trinken", sagt Hugo, und der kleine Doktor Z. stellt wieder anheim.

Und die Damen blicken in der Runde umher, ob sie Bekannte finden, und wie im Theater winken sie rechts und nicken sie links. Und der Gatte ist ärgerlich, daß Hedwig immer noch nichts auf der Speisekarte ausgesucht, und Frau Hugo wählt nur ein paar Austern, weil sie gar keinen Appetit hätte.

„Also ich fand es geradezu phänomenal."

„Was sagen Sie zur Eysoldt?"

Nur Hugo glaubt, der Dichter hätte die Sache doch noch anders lösen können, vielleicht, .. und er schlägt ein paar Verbesserungen vor, denn er leidet daran, alles verbessern zu wollen.

Und sie diskutieren und wie im Theater in der Zwischenpause kauen sie und schlürfen sie — nur kauen sie Rebhühner und Filet à la Mignon und schlürfen Austern und schlürfen Sekt und Rotwein, und kauend und schlürfend reden sie weiter über Reinhardt, über Literatur und verdauen mit dem Käse die Symbolik des gesehenen Stückes.

Der Gatte und Doktor Z. sind beim Cognac und bei der Upmann angelangt und erzählen sich kleine Scherze aus dem Metropol-Theater und aus den Folies Caprice. Und Frau Hugo und Frau Hedwig erklären energisch, daß sie nächste Woche in eines dieser lustigen Musenhäuser gehen wollen, denn überall singe man das „entzückende Lied“, und in dem Jargon-Theater solle man sich halb tot lachen.

Und der Gatte ist endlich froh, daß man aufhört von Reinhardt zu reden, denn er ist mehr für das Komische in der Kunst, und Doktor Z., dem die Zirkusklowns im Grunde seines Herzens näher stehen als alle Gerhard Hauptmanns und Ibsens acclamiert mit Begeisterung und verspricht für nächste Woche seinen weiteren telephonischen Familienanschluß.

* * *

Die Gattin seufzt in ihren Kissen. Der Gatte fährt unwillig aus frischem Schlummer.

„Schläfst du denn immer noch nicht Hedwig?“

„Mich hat das Stück so aufgeregt, Männe.“

Der Gatte dreht sich auf die andere Seite und nimmt einen neuen Ansatz zu nervenstärkendem Schlaf. —

„Mach die Augen zu und schlafe, Hedwig, dann vergeht Dir die Aufregung — die verdammte moderne Literatur — das hat man davon — mir ist Thielscher mit de Hopsbeene lieber — oder — — —“

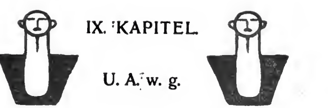
Und der Gatte schläft den Schlaf des gerechten Mitbürgers und die Gattin seufzt über die starken

Muskeln ihres Herrn Gemahls und über sein geringes künstlerisches Verständnis.

Morgen aber bei Meyers zur Gesellschaft wird sie ihren Tischherrn fragen:

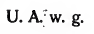
„Waren Sie bei Reinhardt?“







IX. KAPITEL.



U. A. w. g.

Meyers mußten eine Gesellschaft geben. Im vorigen Winter sind sie glücklich um diese Klippe herumgeschifft, da eine Tante starb, die ihnen zwar nichts hinterlassen hatte, aber doch so nahe verwandt war, daß man vierzehn Tage lang nach dem Begräbnis alle Einladungen absagen mußte. Und als diese vierzehn Tage verstrichen waren, machte es sich nicht mehr so recht, die Saison ging zu Ende, und Meyers hatten eine Masse Geld gespart.

Diesen Winter aber mußten sie sich „revanchieren". Revanchieren für alle Petitfours, Putenbraten und geliehenen goldenen Rohrstühle, die sie im Laufe der letzten zwei Winter abgelutscht, abgegessen und abgesessen hatten. Und Frau Meyer erklärte ihrem Herrn Gemahl kategorisch: „Am Mittwoch, den 11. Februar, haben wir Gesellschaft!"

* * *

Frau Meyer — Eva Meyer geborene Müller — von den Müllers aus der Regentenstraße, den reichen Müllers, deren Großvater schon die Kattunfabrik hatte — also Frau Meyer — Frau Eva Meyer — schwebt seit drei Wochen in Aufregung und im Vorgefühl des kommenden Triumphes. Frau Eva hat für ihre Gesellschaft eine „Ueberraschung", eine „Sensation", von der man mindestens acht Tage lang in allen elektrischen Wagen der Linien 91, 78 und 33 sprechen wird, und deren Ruhm in der zweiten Klasse der Untergrundbahn dem

unbeteiligten Zuhörer die Ruhe der Zeitungslektüre stören wird.

* * *

Pauline hat den Käse gereicht, Herr Meyer nippt an seinem Pilsener, und Frau Eva knackt ein Radieschen.

„Und was meinst Du, ob wir den jungen S. auch einladen sollen?"

„Wieso nicht? Er war doch schon öfters bei uns!"

„Aber wir haben ihn doch vorigen Sommer in Norderney mit seinem Verhältnis getroffen!"

„Na und — ??"

Meyer sieht erstaunt über die Zeitung in die sittlich erregten Züge seiner Frau.

„Na und — ??"

„Und Grete? Wir können ihm doch nicht meine Schwester Grete zur Tischdame geben — unter diesen Umständen!"

Der junge Mann Herr S., Bankbeamter und Inhaber eines „Verhältnisses", wird abgelehnt. Die Moral siegt, obgleich Herr Meyer, innerlich, die Vorzüge dieses jungen Mannes und seiner illegalen Hälfte vollauf zu würdigen versteht. Aber Herr S. machte den „Fauxpas" in Norderney am Strande „in Begleitung" zu grüßen. Er grüßte Herrn und Frau Meyer aus Berlin-Charlottenburg, Kurfürstendamm, und Frau Meyer war gezwungen in diesem Augenblicke gerade den Flug einer Möwe zu studieren. Herr Meyer aber zuckte nur oberflächlich am Panama, merkte sich aber die „Kleine" und sah sie sich nachher alleine etwas gründlicher an.

„Lehmanns haben uns übrigens seit zwei Jahren nicht mehr eingeladen — —"

„Lehmanns? Lehmanns? Wovon sollen Lehmanns Gesellschaften geben? Lehmann ist wie 'ne Lawine, mal rauf, mal runter — meistens runter".

„Sind also dann bloß 72 Personen" —

„Bloß 72 Personen? Du bist wohl — entschuldige, aber wo sollen denn die alle sitzen?"

„Na 25 sagen mindestens ab. Rechtsanwalts Y. feiern am 11. silberne Hochzeit."

Also 72 Personen.

* * *

Herr und Frau M. Meyer, Kurfürstendamm 498, geben sich die Ehre, Herrn und Frau Professor Z. zu einem Löffel Suppe am Mittwoch, den 11. Januar, ergebenst einzuladen.

U. A. w. g. Gef. $8^1/_2$ Uhr.

* * *

Frau Eva sitzt auf Kohlen. Sie tanzt auf Kohlen. Manometer auf 99. Seit acht Tagen kommen die Zuschriften, die Absagen, telephonieren die Freundinnen, wer alles komme, ob Frau A. das gelbe Liberty anziehen kann, ob Lissy C. nochmal das duftige weiße Chiffonkleid mit den Rosenkränzchen tragen könnte, was sie schon zweimal diesen Winter angehabt, ob Milly nicht den Doktor A. zum Tischherrn haben könnte, er mache

immer so nette Witze, und Mama meint, seine Praxis wäre nicht schlecht, und ob wieder ein Ueberbrettel wäre, wie vor zwei Jahren, bei dem sie mitwirken könne?

Frau Eva ist empört: Ein Ueberbrettl, jetzt noch ein Ueberbrettl, so etwas Ueberlebtes!

Frau Eva tanzt auf einem Vulkan. Die „Sensation“ hat noch nicht zugesagt. Und dabei ist Stein schon da mit zwei Köchen, mit einer Unmenge von Körben, mit Riesenfilets und Dutzenden von Puten. Und die Mädchen fegen durch die Küche, und der Portier hilft mit ausräumen. Schulz, der Lohndiener, deckt bereits, und die goldlackierten Mietsstühle stehen schon sitzfertig um die kleinen Tischchen.

Und die „Sensation“ hat noch nicht zugesagt. Das Telephon klingelt. Frau Eva fiebert heran: „Hier Miezi — Du Eva, sitzt Paul O. an demselben Tisch mit uns? Wie? Nicht? Schade, kannst Du nicht die Karten umlegen? Bitte, wie? Ja aus bestimmten Gründen — Ich werde es Dir heute Abend erzählen — .... (Sind Sie fertig?) .... Nein noch nicht, Fräulein, unterbrechen Sie mich doch nicht immer. Eva bist Du noch da? Was? Frau Meyer ist in der Küche? — Sie können sie nicht holen? — Also sagen Sie ihr — Sie wüßte schon — Rrrrrr“ —

Frau Eva ist wiederum empört. Die Tischordnung ist seit drei Tagen fertig. Seit drei Tagen mit Angst und Mühe ausgetiftelt bis aufs äußerste, alle Eventualitäten ausgerechnet, alle Unannehmlichkeiten vermieden.

Und Miezi, ihre Freundin, verlangt von ihr im letzten Augenblick mit dem Ekel Paul O. an demselben Tisch zu sitzen! Dabei hatte sie Paul schon an dem lila Tisch und Miezi an dem roten untergebracht.

Die „Sensation“ läßt nichts von sich hören.

„Meine Nerven! Pauline gehen Sie doch etwas leiser und sehen Sie mal nach, ob Schulz schon den Wein aufgemacht hat! Meine Nerven!!“

Eine Rohrpostkarte:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Leider bin ich im letzten Moment verhindert Ihrer liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten, da ich zu einer schweren Operation hinzugezogen bin, die mich die Nacht in Anspruch nimmt.

Mit besten Empfehlungen

Ihr Doktor F.“

„Bluff“ sagt Herr Meyer, der inzwischen nach Hause gekommen ist, etwas früher wie sonst aus dem Bureau — „Bluff! Er renommiert, Operation! Ich wette, Du triffst ihn um 2 Uhr in der Bar Unter den Linden“ —

Noch ein Rohrpostbrief. Die „Sensation!“

Frau Eva und auch der sonst ziemlich gemütliche Herr Meyer erblassen.

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Entschuldigen Sie, daß wir noch nicht geantwortet haben, aber wir waren sehr beschäftigt. Natürlich werden wir kommen. Können Sie uns nicht ein Automobil in das Weinrestaurant in der Kantstraße schicken, da wir bis 12 Uhr zu „Tingeln“ haben.

Uebrigens vergaß meine Frau neulich, Ihnen zu sagen, daß unser Honorar 300 M. beträgt.

Hochachtungsvoll

Franz Samuel Müller."

Dreihundert M!! Meyer macht ein etwas bitteres Gesicht. Frau Eva strahlt — sie kommen, sie kommen! Frau Eva wird eine „Sensation" und eine „Ueberraschung" haben, von der man in der Untergrund sprechen wird, in der A-Bahn, in den Linien 91 u. s. w., bei Wertheim und bei den Five o'clocks in ganz Berlin W.

* * *

Gefälligst 8½ Uhr. Um 9 Uhr fragt Pauline, ob sie vorne im Salon knipsen soll, und um ½10 Uhr nimmt Schulz, der Lohndiener, den ersten Rock ab und serviert zum ersten Male mit seiner berühmten Grandezza das silberne Tablett mit den Führungskarten.

Die Zimmer erglänzen im Glanze der elektrischen Glühbirnen. In der Ecke des Salons funkelt rotes Licht zwischen grünem Zinkgußschilf und zwischen den Zinkgußgliedern einer schwebenden Jungfrau.

Die Frau vom Hause „repräsentiert".

„Gestatten Sie — Herr Professor Z. — Frau M., Frau X., Frau Direktor O., Frau Kommerzienrat Y., Fräulein A., Fräulein B., Fräulein C. . . . .

Herr Professor Z.? Verbeugung — fest gefrorenes Lächeln auf sämtlichen schönen, nicht schönen, jungen, alten, verblühten, aufgemachten und gepuderten Gesichtern



der Damen. Bezwingend liebenswürdige Handbewegung von Frau Eva und kaum bemerkbares Verziehen der Mundwinkel des Herrn Professors.

Dann schiebt Herr Meyer seinen Arm unter den Arm des Professors und schiebt diesen selbst in das Nebenzimmer.

„Gestatten die Herren, unser liebenswürdiger Herr Professor Z. — Herr Direktor O. — Herr Rechtsanwalt K. — na Sie machen sich wohl schon selbst bekannt, die Meisten kennen sie wohl, lieber Professor — übrigens müssen Sie sich mal meine neueste Acquisition ansehen — nachher — ein „Müller-Bumsdorf" — bei Schulte gekauft — wundervolles Bild — ich möchte Ihr Urteil wissen — Sie entschuldigen mich einen Augenblick — guten Abend, Fritz — Ihr kommt aber spät! Gestatten Sie mein Vetter, Herr Fritz Meyer —

Herr Professor Z., Herr Rechtsanwalt K. — na Du kennst ja die meisten" —



Frau Eva stürzt aus einer liebenswürdigen, bezwingend liebenswürdigen Handbewegung in die andere. Sie strahlt. Miezi trägt eine neue Toilette, und die Kommerzienrätin hat sogar den Luisenorden angesteckt, und des Generalkonsuls weißes verdienstvolles Oberhemd schmückt das rote Band einer ausländischen Dekoration, während auf seiner linken tadellosen Frackbrust ein silberner Stern leuchtet.



Auch der Geheimrat mit dem jungen Herzen und den jugendlichen Beziehungen ist da — mit sämtlichen Orden, mit sämtlichen Witzen und mit seiner vorzüglichsten Laune.

Und der berühmte Musiker mit dem Anekdoten-Talent erzählt bereits den Herren den „Neuesten", und die Damen freuen sich schon, nachher beim Zubettegehen im ehelichen Schlafgemach schamhaft darüber zu erröten. (Pfui — nein, das durftest Du mir eigentlich nicht erzählen, Männe, und übrigens verstehe ich die Pointe garnicht!)

Und Uniformen sind da — der junge Doktor Meyer, ihr Großcousin, der das zweite halbe Jahr als Arzt dient, und zwei Leutnants von der Infanterie, mit denen Frau Eva im Vergnügungscomité für das Fest zum Wohle des Säuglingsheims „arbeitet“, und die blonde, ganz blonde, blauäugige, kleine Malersfrau, die eine geborene Adlige sein soll, und die so furchtbar künstlerisch und chic ist.

Und der berühmte Referent der großen Tageszeitung ist da, der überall ist, und wo er nicht ist, durch sein Fernbleiben die Soirée und das Essen als nicht „erstklassig“ kennzeichnet und der lustige Schauspieler Max und der Karikaturist Bummel, der einen durch seine großen Brillengläser bis auf den Grund bohrt. Und der elegante Doktor aus Wien ist da, den sie voriges Jahr im „Weißen Hirsch“ kennen gelernt, der so wahnsinnig gut geschnittene Röcke trägt, so wahnsinnig vornehme Krawatten bindet und so wahnsinnige Ideen zu Tage fördert von Mysticismus, Aesthetik und Uebersinnenkunst.

Und Fräulein Aga Mscyczwefka ist da, die berühmte Frauenrechtlerin in violettem Reformkleid mit blaßgrünen Jugendstyl - Buchschmuck - Ornamenten brodiert. Und Fräulein Helga Moré von der Komischen Oper, die nachher etwas singen wird, und die kleine entzückende Frau Krause, die neulich geschieden ist, und deren Scheidung den ganzen Westen amüsiert hat;



denn man wußte es längst voraus, daß es so kommen müßte.

Und Mama Lehmann, die Mutter von Frau Eva spricht mit Mama Meyer über die „Kinder“ und lächelt verbindlichst über das Kompliment der Frau Geheimrätin, daß man ihr ihre Tochter nicht ansähe. Und Fräulein Käthe Meyer und Fräulein Molly B. und Fräulein Grete H. sitzen vorläufig noch gelangweilt in der Runde, beantworten höflich die Fragen der verheirateten Damen und sind neugierig auf ihre Tischherren



Tante Minna und Tante Helene und die anderen verschiedenen weiblichen Meyers der Familie machen

Cercle und besprechen rasch noch die letzten internen Ereignisse, und im Herrenzimmer biedert sich Onkel Julius mit dem Geheimrat an, dem er bei nächster Gelegenheit eines seiner Terrains im Grunewald anhängen möchte.

Leise flüsternd wagt Herr Meyer seine Frau zu interpellieren; denn ein paar Intime des Hauses haben ihn bereits scherzend gefragt, ob sie erst noch inzwischen zu Steinert und Hansen essen gehen können.

Ein Rauschen geht durch die Massen.

Die seidenen Röcke der Frauen rascheln, und die weißen Schultern glänzen in den blanken Reflexen der Lichter. Die Brillanten und Edelsteine glitzern, und die Augen zucken unter den Lidern.

Ein Rauschen und Rascheln, ein Knistern und Jauchzen von weißer und rosa, von lila und blauer Seide, von Mull, von Chiffon und Crêpe de chine — ein Duft von Fleisch, ein Duft von „Ideal" und „Peau d'espagne", ein Duft von weichen Frauenhaaren und verlangenden Frauenarmen.

Und das steife, weiße Oberhemd, der schwarze Frack und die Modeweste verneigen sich demutvoll vor ihrer Königin:

„Herr Rechtsanwalt K. wird gebeten, Fräulein Käthe Meyer zu Tisch zu führen?"

* * *

Sie sitzen an den kleinen Tischen zu sechs Personen, an den kleinen Tischen mit den entzückenden Blumenarrangements mit den vielen geschliffenen Gläsern, den kleinen silbernen Konfektschalen und den fein ciselierten Bestecks. Und ein Tisch leuchtet in roten Blumen und rote Atlasschleifen binden die Servietten, und der andere leuchtet in gelben Blumen und die Servietten binden gelbe Schleifen. Und die ganze Farbenskala leuchtet an den verschiedenen Tischen, und Frau Eva leuchtet vor Stolz und Genugtuung, denn beim Oeffnen der Türen zum Speisezimmer hörte sie von allen Seiten: „Nein, das ist einzig! fast wie im Café de Paris in Monte."

Und auf jedem Tische flimmern bunte Glühbirnen, elektrische Beleuchtungskörper, die Frau Eva mit großen Kosten für diesen Abend hat leiten lassen.

* * *

„Trinken Sie rot oder weiß? Meine Gnädigste?"
„Bitte nur einen Tropfen weiß, Herr —"
„Meyer bitte — Meyer, einfach Meyer!"
„Sie sind wohl verwandt mit Meyers?"



„Vettern, Gnädigste.“
„Ach so, von den Meyers aus der Viktoriastraße?“

* * *

„Und in Marienbad spielten wir einmal einen Poker, denken Sie Herr Generalkonsul, ich habe vier Asse in der Hand, und Frau Lehmann wettet mit 10 Gulden an, natürlich klettere ich immer höher, sie klettert mit und zum Schluß hat sie sich versehen und einen verkauften Strate flash in der Hand. Sie wissen doch, die Lehmann ist kurzsichtig, und sie hat in der Aufregung eine sieben für eine neun angesehen —“

„Kolossal — Donnerwetter, das erinnert mich an einen anderen Poker bei S. vorige Woche . . . .“

* * *

„Die Liesa Müller soll also wirklich mit dem Doktor was haben?"

„Aber ich bitte Sie, Herr Rechtsanwalt, vorige Woche bin ich auf dem Postamt in der Marburgerstraße und will für meinen Mann einen „Eingeschriebenen" wegschicken. Vor mir steht Liesa Müller am Schalter und fragt nach Briefen unter L. M. —"

„Interessant, furchtbar interessant! Na, so etwas tut man doch nicht, wenn nicht . . . ."

* * *

„Na, ich habe also meinen Aufenthalt in Monte vorigen Winter verdient und noch ein paar Meter extra mitgebracht —"

„So — so — ich kenne überhaupt nur Leute, die in Monte gewonnen haben — — —"

* * *

„Ich finde ja auch nichts an den Manets und Monets, aber meine Frau ist so sehr für das ganz Moderne, daß ich schließlich so ein paar Dinger gekauft habe —"

* * *

„Da muß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, gnädige Frau, von meinem Freund Bender."

„Ach, Sie sind mit Bender befreundet — ach, wie interessant!"

„O, ich bin Mitglied des Bühnenclubs und verkehre mit allen Künstlern sehr vertraut —“

„Das muß ja höchst interessant sein im Bühnenclub!“

„Natürlich ist es auch — Sie müßten mal Engels „Pferdchen“ spielen sehen und Barnay Ecarté.“

„Gott muß das einzig sein, so die Künstler in der Intimität zu beobachten!“

* * *

„Rußland steht am Rande seiner Macht — und überhaupt möchte ich sagen, daß wir die Kultur, die wir von dort zu erwarten haben, doch wohl kaum der westeuropäischen an die Seite stellen können.“

„Meinen Sie aber nicht, Herr Professor, das vielleicht ein energisches Vorgehen der russischen Frauen, den Zaren veranlassen könnte, die Duma . . . .“

* * *

„Was, Sie haben jetzt einen Benzwagen? Wieviel Pferdekräfte?“

„Vierzig, gnädiges Fräulein. Die alte Adlerkarre habe ich abgegeben —“

„Das Herkomerrennen war wohl furchtbar aufregend im vorigen Sommer?“

„Nein, nur das frühe Aufstehen —“

„Hatten Sie denn gar keine Angst? Uebrigens sagen Sie mal, was trägt man jetzt eigentlich für Autoschleier . . . ?"

* * *

„Haben Sie Hilligenlei gelesen? Wundervoll was? Denken Sie, voriges Jahr waren wir auch auf so einer Hallige — wenn ich noch an den Theepunsch denke —"

„Und gehen Gnädigste nächsten Sonnabend zu der neuen Sudermann-Première?"

* * *

„Uebrigens die Geschichte mit dem Doktor L. und der schönen Russin scheint doch zu stimmen, haben Sie die beiden auf dem „Bösen Buben-Ball" beobachtet?"

„Tja . . . . mir tut nur seine Frau leid — —?"

* * *

Die „Sensation". Durch die Türe tritt die „Sensation". Frau Eva stürzt entgegen. Herr Franz Samuel Müller, Cabaretist und Lyriker, mit Frau Gemahlin, der berühmten Moletta di Colorado. Sie ist seine richtige standesamtliche Frau, notariell beglaubigt; denn sonst hätte man sie doch nicht einladen können. Frau Eva stürzt entgegen, und Herr Franz Samuel Müller verbeugt sich graziös . . . aus der Seidenfülle seiner Krawatte liebenswürdig sein schwarzes Haupt neigend. Moletta blitzt

in den Saal. Sie schleudert Blitze mit ihren tiefen südländischen Glutaugen, und alle Männer vom Generalkonsul und Geheimrat herunter bis zu Fritzchen Meyer, dem stud. jur. im ersten Semester, blitzen ihr entgegen — ihrem Schlangenleib und ihren gelblichen Elfenbeinschultern, die, an der Grenze der Entblößung, so viele Hoffnungen zu erwecken scheinen.

Und hinter Herrn Franz Samuel Müller nebst Frau Moletta, erscheint der berühmte und gefürchtete Dichter und Privatrevolutionär Emil Brühwarm — Emil Brühwarm, der Gedichte, für die blöde Menge natürlich unverständliche Gedichte macht, die sogar im Simplicissimus gedruckt sind, und dessen Schüttelreime man ebenso pikant findet wie seinen Haarwuchs und seine waschbedürftige Wäsche.

Frau Eva ist gerührt, Frau Eva ist im siebenten Himmel. Ihre „Sensation" ist ungeheuerlicher, als sie geahnt hatte, denn Franz Samuel hat den Dichter Brühwarm mitgebracht, den witzigsten aller deutschen Parnassjünger.

Und Frau Eva stürzt sich wieder in die liebenswürdigste aller Handbewegungen und stellt vor:

„Gestatten Sie, meine Herrschaften, unsere berühmte entzückende Frau Moletta, unser Franz Samuel Müller, Herr Emil Brühwarm, Dichter — . . . :"

Volksgemurmel — Franz Samuel drückt allen Bekannten die Hand — sie kennen ihn alle, den lustigen, liebenswürdigen Chansonnier, der aus der Not eine Tugend macht und „tingelt" vor Fürsten, Bankiers, Studenten, Kokotten, vor Intellektuellen und Banausen — fürs liebe

Brot und fürs liebe Leben. Früher gab man ihm drei Mark für viel bessere Gedichte in den Meggendorfern oder den Sonntagsbeilagen der Provinz.

Franz Samuel hat Hunger, berechtigten Hunger, und Schulz, der Lohndiener, kennt seinen Hunger und seine Vorliebe für „bessere Sorten".

Und Emil Brühwarm, der Dichter, dessen fettiger grauer Sacco sich neben dem Hellrosa einer Chiffonphantasie wie ein Hornkäfer auf einer Orchidee ausnimmt — Emil kokettiert bedenklich mit der Flasche Pommery, die Herr Meyer ihm, entzückt über die unerwartete Ehre, vorgesetzt.

Man ist bereits beim Eis, und die Künstler beeilen sich die Gänge nachzuessen. Gewohnheit macht Uebung, und bei den Käsestangen ist das Handicap überwunden.

* * *

„Mahlzeit!"

* * *

„Cognac oder Benedictiner? Die Zigarren stehen nebenan."



„Da die Große würde ich Ihnen raten — Flor de Inclan 1200 Mark — rauche sie immer

beim Kommerzienrat X. Uebrigens gestern war ich bei L.'s, der ist Nichtraucher und hat ein scheußliches Kraut gehabt."



„Wahrscheinlich läßt er die Importen vom vorigen Winter liegen. So'n Kerl!"

Emil Brühwarm, der Dichter, ist Kenner. Er pafft die größte und dickste Zigarre der Kollektion und würzt den Kaffee mit einem Schluck Cognac und einigen saftigen Redensarten.

Onkel Julius hat den Geheimrat in einer Ecke im Clubsessel festgenagelt. Justizrat N. und Sanitätsrat U. streiten sich über das Essen in Heluan und Kairo — sie trafen sich im Dezember in Aegypten — der berühmte Musiker erzählt Anekdoten und macht geistreiche Bonmots, und zwischen ein paar Zigaretten konsultiert Doktor P., der Irrenarzt, seinen Vetter Meyer, den Bankier, ob er glaubt, daß es jetzt richtig wäre, „Wasserwerke" zu kaufen.

Die Damen rauchen Zigaretten — die älteren Damen finden dies immer noch sonderber — und die beiden

Leutnants, die drei Referendare und einige Frauenärzte stehen in malerischen Stellungen über die Rückenlehnen der Fauteuils gebückt und setzen ihre Tischgespräche fort, ihre Tischgespräche über Hilligenlei, übers Intime Theater, über Eisfeste und über die merkwürdigen Reitstunden der Frau Y.



Herr Messingnagel aber, „der“ Klavierspieler, läßt die ersten Takte des neuesten Walzers erklingen, und die beiden Leutnants, die drei Referendare, die Frauenärzte und ein Privatdozent, der es nötig hat, walzen im ausgeräumten Eßzimmer. Sie walzen im vornehmen Walzertakt, erst rechts herum, dann ein paar Takte schleifend und schreitend, dann links



herum wie die Amerikaner in St. Moritz oder Interlaken. Und Käthe Meyer und Molly B. und Grete H. sind selig — selig, denn sie können tanzen, wie die Elfen und dürfen die Kleider heben, damit man sieht, daß die Natur sie nicht vernachlässigt hat, weder oben noch unten.

Und der kleine Doktor Franz tanzt wie ein Gott, wie ein Gott aus den Gefilden der Arkardia und balanciert um die Ecken des Buffets mit einer Sicherheit, die den kühnen Tänzer der großen Philharmoniebälle und den Liebling vom Moulin rouge auszeichnet.

Inmitten aber schwebt Moletta, die Göttin, die Fürstin des Tanzes. Und die Frauen hinter ihren Fächern zischeln und zwitschern von den unmöglichsten Sachen über Moletta,



von ihrer Herkunft, von ihren Toiletten, von ihren Füßchen und von ihrem „freien" Benehmen.

Herr Messingnagel, „der" Klavierspieler, paukt Linke, paukt Metropol-Theater und „Lustige Witwe", und Bummel, der Karrikaturist, tanzt Cakewalk und Fräulein Molly windet sich in graziösen Bauchverschlingungen nach dem Takte der Synkopen.

Frau Eva bittet um einen Augenblick Gehör. Die „Sensation" bricht los.

Moletta tanzt und singt. Moletta singt mit ihrer kleinen, schmeichelnden Stimme kleine, schmeichelnde Lieder, Lieder von erlaubter Liebe, Lieder von unerlaubter Liebe, und ihr Schlangenleib bebt und zuckt, und ihre süßen, kleinen Füßchen tanzen in rhythmischem Gleichmaß Lust und Freude. Ihre Augen funkeln, wie tiefschwarze Diamanten und träumen wie unerforschte, schwarze Meerestiefen, und ihre schmalen Lippen zittern im Rausch.



Die Damen aber bewundern sie und staunen, daß sie kein Korset trägt, und die Herren sind froh darüber. Und die Damen zwingen sich zu Beifallslächeln und neidloser Anerkennung, und die Herren sperren die Rachen auf und blähen die Nasenflügel, und ihre Blicke irren ins Weite. Und zitternde Greisenhände klatschen Beifall, und kräftige Mannesmuskeln dehnen sich im Verlangen.

Moletta tanzt schmeichelnde Lieder und zuckt ihren elfenbeinernen Schlangenleib.

Franz Samuel, der Kabaretist, singt seine selbstgedichteten Poëme. „Musik und Text von mir." Poëme von süßem Lindenduft, Poëme von bitteren Tränen und weichen, blauen Himmelbetten, von weißen Frauengliedern auf seidenen Kissen und Zigarettenglimmen in lauschigen Ecken. Und den Damen wird weich ums Herz, und sie fühlen, daß es noch echte Liebe gibt in der Welt, und manche unter ihnen lechzen nach den träumenden Schatten, die Franz Samuels träumende Augen umranden.

Aus der weichen Fülle seiner schweren, seidenen Krawatte strömt der Balsam der Liebe.

Die Herren aber summen wohlgefällig die Refrains mit.

Dann Emil Brühwarm, der Privatrevolutionär. Er redet Verse und schmiedet Epigramme und schüttelt Reime, einen nach dem anderen. Seine ganze Wut der „Gesellschaft"! Aus der Tiefe seiner Ueberzeugung und aus der Tiefe seines ehemals weißen Vorhemdes holt er das Ungeheure, das Vernichtende. Und er sprüht Geist und blühenden Witz und streift die aktuellen Fragen der Politik und die sich ewig gleichenden Probleme der Liebe. Und er freut sich an den Grenzen der Unmöglichkeit zu wandeln. Seine Stimme wächst vor Zorn über die

Menschheit und vor Lust über die Schamröte der Zuhörer.



Die Damen und Herren sind stumm vor Begeisterung und stumm vor Entsetzen über die merkwürdigen Weisheiten des Herrn Brühwarm. Die Sensation ist auf dem Höhepunkt. Und Frau Rechtsanwalt Y. sieht in der Runde umher und beobachtet, was für eine Miene ihre Freundin Helene macht, und ob die anderen auch alles verstanden haben, und ob man lächeln darf. Und dann als sie sicher ist, daß auch Frau M. und Frau L. und selbst Fräulein Molly B. lächeln, sogar lachen, lächelt Frau Rechtsanwalt Y., verständnisinnig errötend.

Die Herren aber ziehen die Nasenwinkel in die Höhe und die Augenbrauen — — „kolossal!"

* * *

Auf dem Korridor sind die Gummischuhe vertauscht, trotzdem Schulz, der Lohndiener, Paulinen diese nützlichen Fußbekleidungsstücke besonders ans Herz gelegt. Und Frau Louise H. schwört, daß sie ganz neue Boots angehabt hätte und daß sie unmöglich so in die Droschke steigen könne.

Frau Eva steht im Salon und nimmt die Huldigungen entgegen. Miezi versichert ihr, daß es reizend gewesen sei, Milly sagt, es war einfach entzückend — sie hatte den Doktor A. richtig zu Tisch gehabt — Assessor B. behauptet, Evas Erfolg wäre geradezu eminent — die Leutnants murmeln etwas von „Gnädigste — äh — äh“ — Onkel Julius ist sehr befriedigt und läßt sich von Herrn Meyer noch eine Cigarre auf den Weg mitgeben, und Hans Meyer, der Vetter, macht seinen üblichen Witz: Reichlich und nicht zu fett, wie sonst bei niederen Leuten.

* * *

Ueber den Kurfürstendamm rollen die Taxameter, knattern die Automobile und wandeln die müden Leute, die aus den Cafés heimwärts ziehen nach langer Sitzung.

Durch die Nacht, durch die eisige Winternacht knattern die Autos.

Justizrat M. sitzt gähnend neben seiner Frau im Polster des Wagens und denkt an seinen Termin um 9 Uhr am Landgericht II, und Doktor A. schläft in seinem Auto etwas vor, denn er hat um 8 Uhr Sprechstunde.

Im Café aber sitzen Franz Samuel, Moletta und Emil Brühwarm, der Dichter, und Vetter Hans Meyer und Vetter Fritz Meyer der stud. jur., die Leutnants, Bummel und die blonde, blauäugige Malersfrau und trinken das allerletzte Pilsener — zum Abgewöhnen.

Emil, der Dichter, raucht eine von den großen Flor de Inclan zu 1200 Mark, fabriziert einen neuen Schüttelreim und versucht die Leutnants von ihren angestammten Ansichten über Moral, Ethik und anderen üblen Angewohnheiten des deutschen Volkes loszueisen und ihnen seine anarchische Weltanschauung beizubringen.

Und über dem Kurfürstendamm liegt die Nacht, liegt die Ruhe.

Meyers hatten „ihre Gesellschaft“. . . .



R. BOLL, BERLIN N.W.


Finis

INHALTS-VERZEICHNIS.

